anxa
89-B
2125

CX.

Neujahrsblatt

der

Feuerwerker-Gesellschaft

(Artillerie-Kollegium)

in Zürich

auf das Jahr 1915.

Zürich.

Kommissionsverlag Beer & Co.

Druckerei der Neuen Zürcher Zeitung.

en Neujahrsblätter.

1806 bis und mit 1849. — 44 Hefte, enthaltend die schweizerische Kriegsgeschichte bis an das Ende des 15. Jahrhunderts, von Direktor Mart. Usteri, Prof. J. J. Hottinger und Oberstlt. David Nüscheler.

1850 bis 1869. — 20 Hefte, Geschichte der Zürcherischen Artillerie, von Oberstlt. David Nüscheler.

1870. Der „Leuenhof", Kunstblatt von Prof. Konr. Werdmüller, mit Text von Oberst Heinrich Wehrli.

1871 bis 1876. — 6 Hefte, „Kriegstaten von Zürchern im ausländischen Dienste" (Geschichte der Schweizer-Regimenter in Holland und Frankreich) von Wilhelm Meyer-Ott (Verfasser der Biographie von Feldmarschall-Lt. Hotze und der kriegerischen Ereignisse in Italien von 1848 und 1849).

1877. Die Murtnerschlacht, zur 4. Säkularfeier, mit Betrachtungen über das Entstehen der Burgunderkriege, von Oberst Ulrich Meister.

1878. General Hans Heinr. Bürkli, eine biographische Studie, 1647—1730.

1879. Die Schweizer im Dienste der Holländisch-Ostindischen Kompagnie, von Oberstlt. Adolf Bürkli.

1880. Die Belagerung und die Schlacht von Nördlingen im August 1634, ein Bild aus dem 30jährigen Kriege, von Art.-Hauptm. Theodor William.

1881. Hannibals Zug über die Alpen, nach den Ergebnissen der neuesten militärischen Kritik von Oberstlt. Adolf Bürkli.

1882. General Niklaus Franz von Bachmann, von ebendemselben.

1883. Der „Müsserkrieg" in den Jahren 1531 und 1532, von Major Heinr. Zeller-Werdmüller.

1884 und 1885. Erinnerungen aus dem Leben des Generalmajors Jakob Christoph Ziegler, von Oberstlt. Ad. Bürkli.

1886. Biographie des Eidgen. Obersten P. K. Eduard Ziegler, von Obigem.

1887. Die kritischen Tage des Gebirgskampfes im Koalitionskriege von 1799, von Prof. G. Meyer von Knonau.

1888. Der Abfall Belgiens von Holland und die Belagerung der Zitadelle von Antwerpen, nach dem Tagebuche des niederländischen Generalmajors Joh. Heinr. König von Glarus, von Oberstlt. Adolf Bürkli.

1889. Lebensbild von Johann Ulrich von Orelli, preußischem Husaren-Rittmeister und nachherigem neapolitanischen Brigadegeneral, 1747—1789, von Obigem.

1890. Biographie von Niklaus Emmanuel Friedrich von Gonmoens, Oberst im Niederländischen Generalstab (1790 bis 1832), von Obigem.

1891. Militärisch-politische Beiträge zur Geschichte des Unterganges der XIII-örtigen Eidgenossenschaft, von Oberst Ulrich Meister (erster Teil).

1892. Militärisch-politische Beiträge zur Geschichte des Unterganges der XIII-örtigen Eidgenossenschaft, von Oberst Ulrich Meister (zweiter Teil).

1893. Das Schweizerregiment von Roll in englischem Dienste, von Oberstlt. Adolf Bürkli.

1894. Das Schweizerregiment von Wattenwyl in englischem Dienste, 1801—1816, von Oberstlt. Adolf Bürkli.

1895. Karl Johann Herzog, General und eidg. Waffenchef der Artillerie, von Oberst F. C. Bluntschli.

Herbert Gröger
2 Vols. $37.50

Erster Teppich:

KAMPF ZWISCHEN DER FRANZÖSISCHEN UND KAISERLICHEN KAVALLERIE
EINGREIFEN DER SPANISCHEN ARKEBUSIERE

H. 4,20 m. Br. 8,57 m.

Phot. G. Sommer, Neapel

Polygraphisches Institut A.-G., Zürich

CX.

Neujahrsblatt

der

Feuerwerker-Gesellschaft

(Artillerie-Kollegium)

in Zürich

auf das Jahr 1915.

Inhalt:

Die Schlacht von Pavia auf den Teppichen des Museums zu Neapel

(Erster Teil).

Von

Ernst Gagliardi.

Zürich.

Kommissionsverlag Beer & Co.

Druckerei der Neuen Zürcher Zeitung.

Der Verfasser verdankt die Reproduktionserlaubnis der Direktion des Museo Nazionale und der Firma G. Sommer in Neapel.

Die Schlacht von Pavia
auf den Teppichen des Museums zu Neapel.

Erster Teil.

I.

Je spärlicher sich das Bildermaterial darstellt, das uns eine Anschauung des schweizerischen Kriegswesens in der Blütezeit seiner Geschichte ermöglicht, desto höheren Wert gewinnt jede authentische Wiedergabe derartiger Ereignisse. Die Waffensammlungen unserer Museen und Zeughäuser enthalten zwar mannigfaches totes Inventar; aber bis zu lebendiger Vorstellung der Geschehnisse ist ein weiter Weg, und die meist noch unpublizierten Darstellungen unserer Bilderchroniken — Tschachtlans, Schillings, Edlibachs, Schodelers und anderer — sind künstlerisch meist viel zu roh, um irgendwelche höher gespannten Ansprüche zu befriedigen. Wohl haben sich vereinzelte große Künstler mit der Darstellung schweizerischen und deutschen Söldnertums beschäftigt, und allbekannt ist jene Landsknechteschlacht des Museums zu Basel, von Hans Holbein; aber schon die Tatsache, ob hier überhaupt Schweizer und gar ein bestimmtes historisches Ereignis dargestellt sind, oder ob es sich nicht vielmehr um eine freie künstlerische Komposition handelt, erscheint einigermaßen fraglich. Und ebenso sind die prachtvollen Kriegerfiguren der Holbeinschen Scheibenrisse trotz aller unter Umständen schlagend realistischen Haltung in der Hauptsache von künstlerischen und dekorativen Erwägungen geformt und nur in bedingtem Grad zur geschichtlichen Veranschaulichung zu verwenden. Auch Urs Graf und Niklaus Manuel haben das militärische Treiben ihrer Zeit mannigfach in Kriegs- und Lagerszenen, in Bannerträgerserien und Einzelfiguren festgehalten, und ihre Aussagen fallen um so tiefer ins Gewicht, als sie auch persönlich an dem wilden Reislauf um sie herum teilnahmen und das Geschilderte genau kannten. Allein so hohen Wert auch ihre Schilderungen des Glanzes und der Prahlerei wie der tiefen Verwilderung, die sich des ganzen Treibens bemächtigte, vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus besitzen, so fallen diese prachtvollen Blätter

doch eben wegen ihrer künstlerischen Verallgemeinerung nur bedingt ins Gewicht, wo es sich darum handelt, für bestimmte historische Ereignisse Farbe und Anschauung zu gewinnen. Gerade hiefür sind die Zeugnisse überaus spärlich: die Bilderchroniken, vom dokumentarischen Gesichtspunkt meist ebenso karg wie vom künstlerischen, lassen bei detaillierteren Ansprüchen überwiegend im Stich und können nur in einzelnen Fällen herangezogen werden; und selbst ein so wuchtiges Schlachtenbild, wie die angebliche Darstellung des Kampfes von Fornuovo (1495), auf einem in Basler Privatbesitz befindlichen Glasgemälde von ca. 1517[1]), hat nicht mit Sicherheit auf ein bestimmtes Ereignis festgelegt werden können, so nebensächlich das auch im vorliegenden Fall erscheinen mag; denn als typische Darstellung einer Schweizerschlacht der ersten zwei Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts bleibt der kleine Glasgemäldebestandteil dennoch unvergleichlich.

Je kärglicher also die inländischen Zeugnisse für die größte Machtentfaltung der Schweizergeschichte erscheinen, desto größere Aufmerksamkeit wird man den ausländischen zuwenden müssen, um so mehr, wenn zeitliche Nähe des Ereignisses und Qualität des Künstlers dem Werk schon ihrerseits Bedeutung geben. Es wäre eine dankbare Aufgabe, auch literarisch die Meinungsäußerungen über die Eidgenossen während der Blütezeit ihrer Geschichte zu sammeln: nicht nur bei Machiavelli, auch bei Thomas Morus, Rabelais und andern, finden sich, zum Teil in umfangreichen Werken zerstreut, Urteile und Streiflichter, die in ihrer Gesamtheit einen überraschenden Einblick in die Stellung gewähren, welche die Schweizer damals in der Welt einnahmen, wenn es sich auch vielfach nur um subjektive Spiegelungen des Eindrucks handelt. Auch die fremden Künstler haben sich mit den Schweizern mehr als einmal beschäftigt. Der Gobelin des Landesmuseums mit der Darstellung des Bundesschwurs von 1663, zwischen Ludwig XIV. und den nach Paris gesandten Abgeordneten der XIII Orte, ist nur der bekannteste, seit seiner Erwerbung durch die Eidgenossenschaft: das Museum von Dijon z. B. bewahrt eine kostbare Tapisserie mit der Darstellung der Belagerung der Stadt durch die Schweizer 1513,[2]) auf der, wenn auch nicht streng realistisch, doch ein wirkungsvolles Bild des Vorgangs in allen seinen Phasen gegeben ist, mit der Gruppe des anrückenden Heeres und der Belagerung, der großen Bittprozession, welche die Bewohner mit dem Bild der Maria

[1]) Abgebildet bei Herm. Escher, Neujahrsblatt der Zürcher Feuerwerker 1905.

[2]) Abgebildet bei J. Thomas, La délivrance de Dijon en 1513 (Dijon 1898). Größere Umrißstiche der drei Teile finden sich auch in: „Les anciennes Tapisseries historiées", mit Text von Achille Jubinal (Sonderabzug ohne Ort und Datum auf der Stadtbibliothek, unter dem Titel: „Tapisseries de Dijon et du Chevalier Bayard, représentant l'une le siège de Dijon par les Suisses en 1513" . . .).

in Notre-Dame unternahmen, der Auslieferung der Geiseln und dem Abzug des Heeres ꝛc. in einem Stil, der zwischen modernem Realismus und mittelalterlich naiver Unbeholfenheit ungefähr die Mitte einnimmt. Weit großartiger als dieses vereinzelte Beispiel ist jedoch die Serie von Geweben des Museums von Neapel, die geradezu herrliche Schilderungen eines Ereignisses geben, bei dem die Schweizer eine freilich keineswegs ehrenvolle Rolle spielten. Es sind die Teppiche mit den Darstellungen der Schlacht von Pavia, die 1882 aus dem Nachlaß von Don Francesco d'Avalos, Marchese del Vasto, in den Besitz des Neapeler Museo Nazionale gelangten, jedoch wegen Anfechtung der betreffenden testamentarischen Verfügung erst vor wenigen Jahren in den vorderen Sälen der Gemäldesammlung ausgestellt werden konnten. Es mag damit, wie mit der Tatsache, daß im Neapeler Museum in erster Linie die Antiken fesseln, zusammenhangen, wenn sie trotz einzigartiger künstlerischer Bedeutung im Publikum bisher verhältnismäßig wenig bekannt geworden sind, trotzdem sich bereits eine kleine Literatur mit ihnen beschäftigt. Speziell sind sie in der Schweiz, wo sie, vom künstlerischen Interesse ganz abgesehen, schon rein stofflich die größte Aufmerksamkeit erregen sollten, so gut wie unbekannt. Die Schwierigkeit, genügende Abbildungen zu beschaffen, mag es also rechtfertigen, wenn hier in zwei Neujahrsblättern der Zürcher Feuerwerker der Versuch gemacht wird, auf diese großartige Quelle geschichtlicher Anschauung hinzuweisen: die Möglichkeiten lebendiger Anschaulichkeit fließen gerade für die Schweizergeschichte des 16. Jahrhunderts nicht so reich, daß es gestattet wäre, ein derartiges Zeugnis ersten Ranges dauernd zu vernachlässigen.

Dabei können die sieben Teppiche nach dem Zeitpunkt ihres Entstehens und dem künstlerischen Charakter, den sie repräsentieren, wohl als authentische Zeugnisse für das große europäische Ereignis gelten, das sie darstellen; denn sie stehen mit der Schlacht noch im engsten Zusammenhang. Wenn es auch stets eine problematische Sache bleiben wird, eine freie künstlerische Schöpfung mit bestimmten historischen Geschehnissen in Beziehung zu bringen, selbst wenn sie sich noch so ausdrücklich als deren Darstellung legitimiert, so darf sie doch, falls sie sich zeitlich oder örtlich von jenen nicht allzusehr entfernt, in einem freieren Sinne als Quelle gelten, etwa wie man neben den Berichten der Beteiligten auch die historischen Lieder als Zeugnisse anführt. Vor dem Zeitalter der Photographie und der dokumentarischen Skizze ist eben von anderer Schlachtenmalerei überhaupt nicht die Rede, und unsere höchsten Ansprüche sind erfüllt, wenn wir Schilderungen eines Zeitgenossen oder Beteiligten vor uns haben, der im allgemeinen den Geschehnissen folgt und gewissermaßen eine typische Erzählung gibt, ohne streng historische An-

sprüche zu erfüllen. Er vermittelt ein Durchschnittsbild der Ereignisse, das durch zahlreiche dem Schöpfer großenteils unbewußte Züge zugleich zu einer Geschichtsquelle in höherem Sinn wird, weil es uns den Widerhall bei den Zeitgenossen erraten läßt. Die Alexanderschlacht des Museums von Neapel ist ein altberühmtes Beispiel solch großartig geschichtlicher Darstellung, und Velazquez' „Uebergabe von Breda" darf neben ihrer künstlerischen Bedeutung zugleich den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, eine der geistvollsten Schilderungen eines historischen Vorgangs zu sein, so wenig man sie auch als Geschichtsquelle im engeren Sinn wird gelten lassen wollen: die ritterliche Grandezza des Spaniers hat wohl nie einen schöneren Ausdruck gefunden als in der liebenswürdigen Gebärde des italienischen Kommandanten, der die Schlüssel der belagerten Festung entgegennimmt. Die Teppiche der Schlacht von Pavia können nun freilich an allgemeiner künstlerischer Bedeutung mit jenen höchsten Beispielen der Gattung nicht wohl verglichen werden, so hoch man auch ihre künstlerischen Qualitäten veranschlagen wird; dafür aber übertreffen sie diese weit an realistischer Haltung. Man kann sie ohne jede Uebertreibung als die großartigsten Schlachtenschilderungen des 16. Jahrhunderts bezeichnen, neben denen alles Uebrige, schon im Format meist ganz Untergeordnete, fast verschwindet. Zwischen 4 und 4,25 Meter hoch und 7,78 und 8,81 Meter breit, geben sie zum Teil fast lebensgroße Figuren in einer von etwas erhöhtem Standpunkt aus gesehenen, übersichtlich sich vertiefenden Landschaft, wie sie sich etwa einem idealen Betrachter darstellen mochte. Mit dem ganzen Realismus der reif entwickelten und über alle technischen Hilfsmittel verfügenden niederländischen Kunst vom Beginn des 16. Jahrhunderts, aber noch ohne deren Manier und Entartung, entrollen sie ein Gesamtbild des Ereignisses, wie wir es sonst nirgends besitzen, und in den Hauptzügen wird man ihnen geradezu dokumentarische Treue zubilligen müssen. Ueberall, wo wir kontrollieren können: in der Bewaffnung und den Kostümen, in der Darstellung der Heeresmaterialien und des Menschenschlags, zum Teil selbst in der Wiedergabe von Oertlichkeiten und Gebäuden, findet sich ein Maß von Naturtreue, wie wir es bei Schlachtschilderungen des 16. Jahrhunderts sonst nirgends treffen, und wenn es auch selbstverständlich ist, daß der Künstler nicht bloß manche Einzelheiten, sondern vor allem die Schilderung im ganzen seinen kompositionellen Bedürfnissen anpaßte, so ist doch ebenso unverkennbar, daß er wirklich auf eine zwar etwas vereinfachende, doch in der Hauptsache zutreffende und schlagende Erzählung der geschichtlichen Ereignisse ausging, an der Besteller und Empfänger ja das größte Interesse besaßen. Die Vermutung erscheint sogar berechtigt, daß er den Ort der Schlacht selbst aufgesucht hat,

und das großartige Bild der Stadt Pavia auf einem der Teppiche beweist, daß er sich, soweit man das von einem Künstler des 16. Jahrhunderts überhaupt erwarten kann, in der Tat um dokumentarische Treue bemühte: Grund genug, dieses einzigartige Schlachtenepos neben seiner künstlerischen Bedeutung auch als Quelle machtvoller geschichtlicher Anschauung zu bewerten.

Die Teppiche, die nach Umfang und künstlerischer Vollendung vielleicht das Beste darstellen, was uns die flämische Webekunst dieser Zeit hinterlassen hat, haben das Interesse der Wissenschaft schon zu einem Zeitpunkt auf sich gezogen, als sie noch wenig zugänglich in neapolitanischem Privatbesitz schlummerten. Der Abate Romanelli, der 1815 den dritten Teil seines „Napoli antica e moderna" veröffentlichte, behauptete unter dem Eindruck der mächtigen künstlerischen Wirkung schlankweg, Karl V. habe die Teppiche für den Sieger von Pavia, Ferdinando d'Avalos, Marchese von Pescara, als Zeichen der Dankbarkeit anfertigen und die Figuren durch Tizian, die Einfassungen durch Tintoretto entwerfen lassen.[1]) Diese gänzlich haltlosen Behauptungen erbten sich lange Zeit unbestritten fort, trotzdem schon die nächste Ueberlegung hätte sagen müssen, daß die Teppiche unmöglich aus dem Besitz Pescaras stammen konnten, da ihre Anfertigung lange Jahre in Anspruch nahm und Pescara schon im Dezember 1525 starb — an eben der Wunde, die er bei Pavia empfangen hatte. Ueberdies tragen die Teppiche in der Komposition und allen Einzelheiten einen so unitalienischen Charakter, daß die Hypothese ihres Tizianischen Ursprungs schon aus diesem Grunde nie hätte Wurzel fassen dürfen, so große Zugeständnisse man auch der Umgestaltung durch die flämische Manufaktur machen mochte. Es ist das ausschließliche Verdienst von Alphonse Wauters[2]), sowohl den Künstler, als die näheren Umstände der Entstehung nachgewiesen zu haben, und dieses Verdienst wiegt umso schwerer, als er die damals noch im Palazzo Avalos befindlichen Teppiche, wie es scheint, nie selber gesehen hat, sondern seine Schlüsse bloß als Hypothese veröffentlichen konnte: die Tatsachen bestätigen indes seine Annahmen und Folgerungen vollständig.

Der Entstehungsnachweis ist folgender: als Karl V. 1531 nach weltgeschichtlich bedeutungsvollen Kämpfen, während derer er auch persönlich auf

[1]) S. darüber, wie über das ganze Schicksal der Teppiche, seit sie sich in Neapel befinden: Mario Morelli, Gli arazzi illustranti la battaglia di Pavia conservati nel Museo nazionale di Napoli, in den Atti della r. Accademia di Archeologia, Lettere e belle Arti vol. XXI (Neapel 1901), 2. Teil S. 5. ff.

[2]) Alph. Wauters, Les tapisseries Bruxelloises (Brüssel 1878) S. 56 ff. — Infolge der Kriegswirren ist es dem Verfasser des Neujahrsblattes bisher nicht möglich gewesen, sich das Buch zu verschaffen: er muß infolgedessen auf die Angaben bei Morelli S. 10. ff. und die eigenen Wiederholungen bei Wauters, Bern. van Orley (in den Artistes célèbres, Paris 1893) S. 74 abstellen.

dem Boden Italiens erschienen war, die Niederlande wieder aufsuchte und in Brüssel die Generalstaaten eröffnete, benutzten diese die Gelegenheit, dem immer noch halb als Niederländer betrachteten Fürsten ihre Ergebenheit durch die Schenkung eines großartigen, den Haupttriumph seiner bisherigen Regierung verherrlichenden Kunstwerkes zu erweisen. Sie widmeten ihm eine wohl kurz nach der Schlacht von Pavia in Auftrag gegebene Serie von Teppichen mit Darstellungen dieses Kampfes, in der Hoffnung, er werde auf dieses Geschenk mehr Wert legen, als auf manches andere, das er meist nach kürzerer oder längerer Zeit wieder weiterzugeben pflegte. Und in der Tat schmückten die Teppiche jahrzehntelang die Brüsseler Residenz; denn als 1556 der Admiral Coligny im Auftrag Heinrichs II. dort erschien, um den Vertrag von Vaucelles zu ratifizieren, ärgerte er sich darüber, daß man ihn mit seinem Gefolge in einem Saal empfing, dessen Hauptschmuck eben die Gewebe mit der Gefangennahme Franz' I. bildeten. Philipps II. Sohn Don Carlos vermachte sie dann am 19. Mai 1564 seinem Erzieher und Testamentsvollstrecker Don Onorato Juan, Bischof von Osma, der indes vor seinem Zögling starb; doch scheint der König die Teppiche, die ihn an seinen mißratenen Sohn hätten erinnern müssen, nicht zurückverlangt zu haben, und es ist eine wahrscheinliche Vermutung, daß sie schließlich durch Geschenk oder Kauf in den Besitz derjenigen Familie übergingen, die durch ihren Ahnherrn mit dem dargestellten Ereignis in engster Weise verbunden war. Wenigstens ist nirgends von einer zweiten Serie von Darstellungen der Schlacht von Pavia — eventuell nach denselben Entwürfen gearbeitet — die Rede, und man darf mit Sicherheit annehmen, daß die heute im Museum von Neapel befindlichen sieben Teppiche dieselben sind, welche die Brüsseler Generalstaaten 1531 Karl V. widmeten. Damit ist nicht bloß die Entstehungszeit, sondern auch die enge sachliche und persönliche Verbindung mit dem dargestellten Ereignis erwiesen; denn es versteht sich von selber, daß sowohl Besteller als Empfänger an geschichtlicher Treue ein großes Interesse besaßen. Dazu ermöglichte und verlangte der beinahe lebensgroße Maßstab eine Schärfe des Details, die in einer kleineren Darstellung von selbst dahingefallen wäre, und forderte von dem entwerfenden Künstler die genauesten Naturstudien, soweit er die eigene Anschauung nicht schon mitbrachte. Man darf also die Neapeler Teppiche als das großartigste Gesamtbild des Kriegswesens in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bewerten, und die Naturtreue wie das dargestellte Ereignis, die Qualität des Künstlers wie die Person des Empfängers, der gewählte Maßstab wie die technische Vollendung, sie alle sichern der Serie eine Bedeutung, die über das rein künstlerische Interesse weit hinausgeht: die flämische Webekunst des 15. und 16.

Jahrhunderts hat vielleicht nie ein Werk geschaffen, das unter so mannigfachen Gesichtspunkten die Aufmerksamkeit auf sich zieht und in gewissem Sinn als der Gipfel der ganzen Gattung bezeichnet werden kann.

Wauters hat aber neben Veranlassung und Entstehungszeit auch den entwerfenden Künstler nachgewiesen.[1]) Die Handzeichnungensammlung des Louvre enthält nämlich sieben Entwürfe von der Hand des Bernhard van Orley, die sich von den Neapeler Teppichen nur dadurch unterscheiden, daß sie über dem Horizont und den ihn überschneidenden Bäumen und Gebäuden einen etwas größeren Luftraum geben.[2]) Die Kompositionen selber, im ganzen und im einzelnen, sind nahezu die gleichen, nur daß Modifikationen in Detailpunkten die fortschreitende künstlerische Arbeit verraten. Es ist offenbar, daß wir hier die ersten Entwürfe vor uns haben, auf Grund derer jeweilen die Ausführung entschieden wurde, worauf dann Kartons in der Größe der zu erstellenden Gewebe angefertigt wurden, gewiß mit Beiziehung fremder Hilfskräfte. Die Zeichnungen des Louvre geben uns also nicht nur das erste Stadium der Arbeit, sondern vor allem auch den Nachweis des Künstlers. Sie beseitigen nicht bloß endgiltig das Gerede von Tizian und Tintoretto, sondern erweitern auch die Schätzung van Orleys, der als einer jener flämischen Manieristen vom Beginn des 16. Jahrhunderts nicht gerade hoch im Kurs gestanden hatte. Neben Jan Gossaert, genannt Mabuse (ca. 1470—1541), der ihn vielfach beeinflußte, galt er als der Hauptvertreter jener italianisierenden Kunst, der über der bewundernden Anempfindung des Fremden die Sicherheit und Wurzelständigkeit der eigenen bis zu einem gewissen Grade abhanden gekommen war und die durch den Versuch, die großen Italiener nachzuahmen, doch nur ein Zerrbild von deren Absichten lieferte. Die Würdigung der gesamten Tätigkeit Orleys zeigt nun freilich außer allem Zweifel, daß jene italianisierende Richtung, wie sie sich vor allem in seinen Altarbildern ausspricht, das Wesen dieses Künstlers nicht erschöpft, und daß besonders seine davon ganz verschiedene Tätigkeit als kunstgewerblicher Entwerfer zum Bedeutendsten gehört, was in jener Zeit geleistet wurde. Neben seinen Teppichen kommen vor allem die Entwürfe zu Glasgemälden, wie z. B. für Ste-Gudule zu Brüssel, in Betracht, und manche dieser Werke zeigen einen Realismus, ja eine Monumen-

[1]) Alph. Wauters, Bern. van Orley S. 66 ff.

[2]) Abbildungen bei Wauters. Das dort fehlende Blatt mit der Flucht des Herzogs von Alençon u. a. bei Morelli, der Entwurf und Ausführung in freilich recht mangelhaften Abbildungen jeweilen nebeneinander stellt. Weit besser sind die Reproduktionen bei Ant. Pais, Tapisseries tirées d'après les cartons de Van Orley in der Zeitschrift Les Arts, Januar 1904. Die Teppiche waren damals in Neapel noch immer magaziniert. Gegenwärtig schmücken sie die zwei riesigen Eingangssäle der Gemäldesammlung.

talität und Kraft der Bewegung, die in dieser Zeit erstaunlich sind. Sie halten sich zum Teil ganz frei von jenem etwas gekünstelten Italianismus der Tafelbilder, sodaß es wohl nicht zu viel gesagt ist, wenn man behauptet, die wahre künstlerische Bedeutung van Orleys erhelle vor allem aus diesen Schöpfungen. Die Teppiche der Schlacht von Pavia besitzen außerdem neben ihrer künstlerischen auch noch die größte gegenständliche Bedeutung.

Barend oder Bernhard van Orley[1]) ist als Sproß einer illegitimen Nebenlinie des luxemburgischen Adelsgeschlechtes van Orley bald nach 1490 — etwa 1493, jedenfalls vor 1501, dem Todesjahr seiner Mutter Margarete van Pynbroeck — zu Brüssel geboren. Sein Vater Valentin und seine Brüder Eberhard, Philipp und Gomar waren alle Maler. Er selber erscheint schon in frühen Jahren in Beziehungen zum Brüsseler Hof; denn bereits 1515 malte er die Porträts des späteren Karls V., sowie seines Bruders Ferdinand und ihrer vier Schwestern. Wahrscheinlich schon vorher, um 1514, scheint er zum erstenmal nach Italien gegangen zu sein,[2]) wo er vielleicht in Beziehungen zu Raffael trat; nach alter Annahme soll er nach seiner Rückkehr die Ausführung von dessen Teppichen zur Apostelgeschichte für Leo X. überwacht haben, sodaß also seine Verbindung mit der Gewebeindustrie bereits in die ersten Jahre seiner Künstlerschaft zurückreichen würde. 1518 ward er dann von der Regentin der Niederlande, Margarete, der Tochter Maximilians, zum Hofmaler ernannt: er hatte die Porträts fürstlicher Persönlichkeiten zu liefern, deren man zu Geschenken, Gnadenbeweisen, Heiratszwecken ꝛc. mannigfach bedurfte, und bezog dafür ein festes Einkommen. Gleichzeitig schuf er für Bruderschaften, Klöster, Kirchen ꝛc. eine große Anzahl Altarbilder, sowie zahlreiche Porträts, die ein bewegliches, allen Einflüssen mit merkwürdigem Geschick sich anpassendes Talent verraten.

---

[1]) Die Aufhellung des Biographischen ist vor allem das Verdienst von Alph. Wauters (die oben zitierte Monographie in den Artistes célèbres). Eine genügende kunsthistorische Bewertung, sowie die Ausscheidung des Oeuvre ist erst von Max J. Friedländer in den Jahrbüchern der k. preußischen Kunstsammlungen 1908 (Heft IV S. 225 ff.) und 1909 (Heft I S. 9 ff., Heft II S. 89 ff., Heft III S. 155 ff.) geleistet worden; doch kommt neben dem Maler Orley der kunstgewerbliche Entwerfer wohl immer noch etwas zu kurz, obschon Friedländer ausdrücklich darauf aufmerksam macht, daß die kunstgeschichtliche Bedeutung Orleys durch diese Seite seiner Tätigkeit erheblich gesteigert werde. Er betrachtet ihn nach dieser Richtung fast als den Hauptvertreter niederländischer Hochrenaissance, deutet indessen diese Bewertung nur kurz an. Die Louvre-Zeichnungen zu den Neapeler Gobelins hält er für eigenhändig, eventuell mit Gehilfenanteil. Die Entwürfe setzt er ca. 1528 an und sagt Heft III S. 166: „Ich zweifle nicht, daß Orley wesentlich mittätig war an dieser herrlichen Serie, die vielleicht von allen gleichzeitigen niederländischen Webereien den Preis verdient."

[2]) Von Friedländer wohl ohne dringende Nötigung bestritten.

Sein künstlerisches Charakterbild besitzt nichts von der imponierenden Einheitlichkeit eines wirklich großen Meisters: in eigentümlicher Weise gehen fremde und heimische Züge durcheinander. Bildern, denen man den Ursprung aus der flämischen Kunst des 15. Jahrhunderts anmerkt, folgen bald solche, die unter dem bestimmenden Eindruck der italienischen Hochrenaissance, vor allem Raffaels, stehen und gewissermaßen niederdeutsche Gegenstücke zu dessen Kompositionen liefern: Madonnen, die in Typus und Haltung ihren südlichen Vorbildern soweit gleichen, als nur offenbare Nachahmung erreichen kann, und nur eine gewisse Flauheit von Empfindung und Ausführung verrät auf den ersten Blick das Unorganische und Abgeleitete dieser Kunst, der trotzdem im Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung eine nicht unwichtige Stellung zukommt. Auf den meisten Bildern van Orleys mischen sich indessen nördliche und südliche Einflüsse ähnlich wie bei seinem Vorbild und älteren Zeitgenossen Mabuse, sodaß zwar keine neue organische Einheit, doch ein überaus merkwürdiges Zwitterprodukt zustande kommt. Manche sind trotz aller an italienische Vorbilder mahnenden Gebärden mit einer solchen Unmenge kleinlicher Details angefüllt, daß man fast an kunstgewerbliche Entwürfe denkt, und auch die Renaissancearchitekturen seiner Hintergründe unterscheiden sich himmelweit von allen südlichen. In ihrer Vorliebe für gerundete Formen und Konturen, in ihrem übertriebenen Reichtum stellen diese Bilder gewissermaßen ein Gegenstück zu jener damals vor allem auf französischem Boden florierenden Baukunst dar, die um ein gotisches Gerüst halbverstandene Renaissanceschnörkel hängt. Sie bereiten wie diese eine Epoche selbständiger Verarbeitung von fremden Einflüssen vor; aber in der Mitte zwischen zwei gänzlich verschiedenen Generationen und Empfindungsweisen gelingt ihnen noch keine organische Verschmelzung. Bei van Orley kommt noch dazu, daß die Sorgfalt und Güte der Ausführung eine mittlere Tüchtigkeit selten übersteigt und die proteïsche Wandlungsfähigkeit den Künstler meist daran verhindert, sein Talent wirklich ausreifen zu lassen. Ein beständiger Wechsel von Auffassungsweise und Beeinflussungen stört jede ruhige Entwicklung, sodaß von natürlicher Entfaltung einer wenn auch begrenzten Begabung kaum gesprochen werden kann. Aber gerade diese Anpassung und Vielseitigkeit macht die Werke unter Umständen wieder recht anziehend. Auf manchen von ihnen findet sich eine Fülle scharf beobachteter Szenen aus dem Alltagsleben, sodaß der Zusammenhang mit der großen Kunst der Flamen des 15. Jahrhunderts mindestens so stark hervortritt wie mit der italienischen. Manche enthalten ganze Genreszenen, figurenreiche Landschaften, Interieurs, in reicher Umrahmung, doch so, daß das eine Detail das andere in der Wirkung häufig verdrängt, und wenn der Künstler einmal den Anlauf zu

groß-figuriger Komposition nimmt, so reicht die Empfindung meistens nicht aus, um den weiten Rahmen wirklich zu füllen: es ist das alte Problem äußerlichen Lernens von Kunstmitteln, denen die innere Wesensart doch großenteils nicht entspricht, so viele Einzelschönheiten dieser Verbindung auch entspringen mögen. Aber seiner Zeit tat der Künstler gerade damit genug: die flämische Kunst, so gut wie die deutsche, war damals an dem Wendepunkt angelangt, an dem ihr die großen Vorzüge der italienischen nicht mehr verborgen bleiben konnten, da häufigere persönliche Berührungen zusammentrafen mit einem Ermatten der Antriebe, welche die bisherige Blüte hervorgerufen hatten. Die geschichtliche Bedeutung dieser Künstler entspricht also vielfach nicht ihrer absoluten: nur wenn die Strömungen der Zeit zusammentrafen mit einer ganz großen Begabung, wie etwa bei Holbein und Burgkmair, verschmolz Angestammtes und Erlerntes zu einer Einheit, deren einzelne Bestandteile sich nicht mehr sondern lassen. Es ist aber klar, daß gerade die stärkere Betonung des Formalen, wie sie die Kenntnis südlicher Kunstübung mit sich brachte, und die Vielseitigkeit und Gewandtheit der Erfindung, die van Orley besonders ausgezeichnet zu haben scheint, ihn besonders geschickt für kunstgewerbliche Aufgaben machte. Wie im Werke Holbeins die Goldschmiedentwürfe und Scheibenrisse ihre ganz besondere Stellung einnehmen, so geht neben der Tätigkeit van Orleys als Maler eine umfangreiche Beteiligung vor allem an der Brüsseler Gewebemanufaktur, die sich damals bereits vor den Verfolgungen Ludwigs XI. aus ihrem ursprünglichen Hauptsitz Arras nach den Niederlanden zurückgezogen hatte. Ueberhaupt genoß Orley als erster namhafter Maler, den Brüssel seit langem wieder aufzuweisen hatte, einen bedeutenden Ruf, und die italianisierende Richtung seiner meisten Werke entsprach ganz dem Bedürfnis der Zeitgenossen. Als Dürer 1521 die Niederlande aufsuchte und sich über die Kärglichkeit des Brüsseler Hofes beklagte, trat er auch in Beziehungen zu van Orley, der ihm ein reiches Gastmahl spendete und dafür sein von Dürer gemaltes Bildnis empfing (heute in Dresden). Auch in Orleys Kunst hinterließ der Verkehr mit Dürer gewisse Spuren, ohne daß diese sich jedoch mit den italienischen Einflüssen messen könnten. Wenige Jahre später zogen dann die in den Niederlanden ausbrechenden Glaubenswirren auch van Orley mit seiner ganzen Familie, dem Vater, der Stiefmutter, der Frau und den Brüdern, sowie einer Anzahl weiterer Maler, Gewebefabrikanten, Goldschmiede, Verglaser ꝛc. in ihren Bann, und nur die künstlerischen Verdienste retteten die Schuldigen, wie es scheint, 1527 vor der Inquisition: doch mußten sie sich einem Widerruf und Besserungsversprechen unterziehen und gewisse Strafen auf sich nehmen. Immerhin scheint die Statthalterin Margareta ihrem Hof-

maler die Gunst trotzdem bewahrt zu haben. Die alte Nachricht, daß van Orley infolge ihrer Ungnade in diesen Jahren seine zweite Italienreise unternommen habe, ist wohl nichts als eine Kombination, wenn es auch aus andern Gründen, im Zusammenhang mit den Geweben der Schlacht von Pavia, nicht unwahrscheinlich bleibt, daß er damals wenigstens Oberitalien wieder aufsuchte: die Teppiche geben eine so zutreffende Anschauung des Lokalen, daß man sich ihre Entstehung ohne Studien an Ort und Stelle kaum denken kann, und namentlich das Bild der Stadt Pavia auf dem einen von ihnen weist eine solche Fülle von Detailzügen auf, daß man sich nur schwer entschließt, sie auf die Benützung von doch bloß sehr mangelhaft vorhandenen Ansichten und Plänen zurückzuführen. Uebrigens gibt van Orley schon auf einem Altarflügel von 1521 z. B. eine genaue Reproduktion der Reliefs des Titusbogens, den er bei seinem ersten Italienaufenthalt kennen gelernt hatte, und auch eine weitere Serie von Teppichen, die „Belles chasses de l'empereur Maximilien", zeichnet sich aus durch geradezu dokumentarisch treue Wiedergabe des Lokalen.

Van Orley muß in diesen Jahren zu den meistbeschäftigten Künstlern der Niederlande gehört haben, und die Tatsache, daß sich eines seiner Bilder sogar in einer Lübecker Kirche findet, spricht für seinen ausgebreiteten Ruf, ebenso wie der Besitz von Haus und Garten, die er noch stetig vergrößerte. Die Gunst, welche ihm Margarete von Oesterreich in so reichem Maß geschenkt hatte, übertrug sich nach ihrem Tod dann auch auf die Nachfolgerin, Marie von Ungarn (seit 1532), die ihn auf seine Bitte ebenfalls zum Hofmaler ernannte und mannigfach beschäftigte. Die Aufträge bestanden nach wie vor großenteils in Porträts fürstlicher Persönlichkeiten ihrer Verwandtschaft, die er etwas fabrikmäßig anzufertigen hatte, wenn auch deren Zirkulieren im In- und Ausland zur Verbreitung seines Rufes beitragen mochte. Vor allem aber scheint die neue Regentin, eine eifrige Freundin der Jagd, ihm die große Teppichserie der „Belles chasses de l'empereur Maximilien" in Auftrag gegeben zu haben, deren Entwürfe ebenfalls die Handzeichnungen-Sammlung des Louvre aufbewahrt, [1]) während das Museum selber ein Exemplar der Ausführung enthält — übrigens nur eines von vieren, die sich ursprünglich im Besitz der französischen Krone befanden. Sie sind nach dem Realismus und der Größe des Stiles, wie den Architektur- und Landschaftsschilderungen das würdige Gegenstück zur Schlacht von Pavia und übertreffen wie diese an Interesse und künstlerischer Kraft weit alles, was

[1]) In genügenden Abbildungen bei Wauters, Bern. van Orley S. 75 ff. Friedländer hält immerhin für das Architektonische und Landschaftliche Gehilfenanteil als möglich.

uns van Orley an Gemälden hinterlassen hat. Hier zeigt er sich als vortrefflicher Landschafter, mit mächtigen Jagd- und Reiterszenen, fast im Stile des Rubens oder Frans Snyders. Es ist viel von der großen flämischen Kunst des 17. Jahrhunderts darin vorausgenommen, ohne jenen unfrei machenden italienischen Einfluß, der van Orleys Malerei oft so stark beeinträchtigt; richtiger: der italienische Einfluß hat sich soweit gesetzt, daß etwas Selbständiges und Neues daraus geworden ist, eine großzügig realistische Schilderung des Jagdlebens am Brüsseler Hofe, mit dem Bilde der Stadt und ihrer Umgebung im Hintergrund — ein kostbares architektur- und kulturgeschichtliches Dokument, dem es nur wenig Eintrag tut, wenn man bemerkt, daß die Komposition mit den italienischen Mustern den Vergleich doch noch nicht aushält: dafür übertrifft sie diese wieder weit an realistischer Haltung.

Die beiden Teppichserien des Bernhard van Orley, die nur die bestbezeugten aus einer langen Reihe von weiteren darstellen,[1]) sind ein lebendiger Beweis, welcher Leistungen die niederländische Kunst auch der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts fähig gewesen ist, die man so oft als bloßen Manierismus verschreit. Es dürfte schwer halten, ihnen etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen: in ihrer Weise sind sie gerade so klassisch, wie irgend etwas Italienisches. Dazu kommt die sorgfältige technische Ausführung der Gewebe in Wolle, Seide und Gold, mit einem unendlichen Wechsel feiner Abstufungen. Speziell die Teppiche der Schlacht von Pavia mit ihrem Rot, Gelb, Grün, Braun, die sich alle aufs herrlichste verschmelzen, mit den hellen Lufttönen und der festen Umrahmung der Borten — Blumen und Früchten (die ornamentalen sind moderne Ergänzungen) — sind vollkommene Meisterwerke, deren Eindruck die Abbildungen nur unvollständig ahnen lassen.[2]) Wenn bei den „Belles chasses" der Nachdruck auf dem Landschaftlichen und Architektonischen liegt und die Figuren mehr durch Handeln und Gebärden, als durch psychologische Vertiefung fesseln, so tritt in der Schlacht von Pavia neben das epische Geschehen noch sein Eindruck auf die Teilnehmer: Schreck, Zorn, Aufmunterung, Kampflust, Panik, ja wildes Entsetzen malen

[1]) Friedländer gibt Heft III S. 163 ff. eine Liste des sonst noch vor allem in Betracht Fallenden mit Abbildungen: auch hier fällt die starke stilistische Ungleichheit auf; doch befindet man sich noch weniger als bei den Gemälden auf gesichertem Boden.

[2]) Im Format fast doppelt so groß und insofern wirkungsvoller, aber in allen Einzelheiten stark verwischt sind die Abbildungen bei Pais in der Zeitschrift „Les Arts" Januar 1904. Dagegen erlauben unsere Lichtdrucke wenigstens die Benutzung der Lupe. Recht gut sind die großen Lichtdrucke bei Luca Beltrami, La battaglia di Pavia illustrata negli Arazzi del March. del Vasto al Museo nazionale di Napoli (Mailand 1896); doch ist die nur in 350 Exemplaren hergestellte Publikation heute schwer zugänglich geworden. Ein Exemplar befindet sich auf der Bürgerbibliothek Luzern.

sich in Hunderten von Gesichtern, und daneben geht eine Fülle humoristischer Züge. Der unmittelbare dramatische Anteil wird also an den Schlachtszenen noch größer sein, als an den Hirsch- und Eberjagden, den Picknicks und Aufbrüchen der „Belles chasses“, um so mehr, als es der Künstler zugleich verstand, die wogenden Massen zu gliedern und aufzulockern und einzelne besonders eindrucksvolle Repräsentanten in den Vordergrund zu stellen, an deren Ergehen das allgemeine Schicksal exemplifiziert wird. Zugleich gehen die einzelnen Gemälde so weit auf die historischen Phasen der gewaltigen Schlacht ein, daß sie wohl als ein im ganzen zutreffendes Bild des geschichtlichen Ereignisses gelten können. Nur selten erinnern einzelne unwahrscheinliche Züge, wie die deutschen Bauernhäuser auf zweien der Teppiche, an den niederländischen Ursprung des Künstlers. Im allgemeinen hat er die verschiedenen Menschentypen, die Tiere, Kostüme, Waffen, Harnische, Zelte, Schanzkörbe, Gebäude, Trommeln und Fahnen, sowie die Artillerie mit einer Sachlichkeit wiedergegeben, die an die Maler des 15. Jahrhunderts erinnert und fast an die Mithilfe von Fachleuten denken läßt, und ebenso gut wie die Bewegung des Einzelnen gelingt ihm das Manövrieren der Massen. Aus dem ganzen 16. Jahrhundert sind keine überzeugenderen Schlachtenbilder bekannt; denn Raffaels Konstantinsschlacht erscheint zu stilisiert, um damit in Parellele gesetzt zu werden, und die historischen und mythologischen Schilderungen der Deutschen: Altdorfers und anderer, sind trotz reizvoller Einzelheiten zu unbedeutend, um daneben in Betracht zu fallen, um so mehr, als sie meist gar keine Wirklichkeitsdarstellung geben wollen. Van Orley aber schildert ein Ereignis seiner Zeit mit deren eigenen Farben, dazu für den anspruchsvollsten Empfänger: kein Wunder, wenn er alle Kräfte anstrengte. Und besser als in seinen Gemälden gelingt ihm in diesen kunstgewerblichen Entwürfen, die Einzelheiten dem Ganzen unterzuordnen. Zwar finden sich auch unter den Teppichen kompositionell mangelhaft abgerundete Szenen und Bilder ohne entschiedenen Mittelpunkt; allein dieser Fehler des Stiles macht sich bei realistischen Schlachtschilderungen mit einer Fülle ständig wechselnder Ereignisse weniger fühlbar, als selbst in den «Belles chasses», wo Landschaft und Figuren kompositionell oft nicht recht zusammenstimmen und zur Betonung des Mittelpunktes meist einfach ein nackter Baumstamm aufgerichtet wird, ein Zeichen, daß der Künstler die Aufgabe zwar bereits fühlte, aber doch noch nicht rein zu lösen wußte.

Van Orley ist 1542 zu Brüssel, etwa 50jährig, gestorben. Man hat den Eindruck, als ob ihm seine Zeit eher gerecht geworden ist als die Nachwelt. Wenn jene wohl mehr den Zusammenhang mit Italien schätzte, so muß diese den Ton in erster Linie auf die Darstellung des Heimischen legen,

und mehr als die fremden Stilelemente fesselt uns die realistische Kraft, mit welcher der Künstler der Gegenstände seiner Zeit und seines Landes Herr wurde: hier allein erscheint er wahrhaft bedeutend. Es gehört zur Signatur einer Uebergangszeit, daß sie sich in vielem unsicher fühlt, und wie manche Renaissancearchitekturen auf van Orleys Bildern im Grund ein spätgotisches Empfinden verraten, so geht auch in seinem übrigen Schaffen Altes und Neues vielfach parallel. Der Ausgleich ist ihm nicht überall geglückt, und darin steht er hinter der späteren Generation, welcher der italienische Einfluß eine fast selbstverständliche Erfahrung bedeutete, im ganzen ja zurück. Wo er aber diesen Ausgleich findet, gelingen ihm Schöpfungen, denen seine Zeit nichts Aehnliches an die Seite zu stellen besitzt, und wenn dieses Gelungene sich auch vorzugsweise in der Teppichkunst findet, so ist das doch kein Grund, mit der Anerkennung zu sparen: das Künstlerische daran wird man immer dem entwerfenden Maler zuschreiben müssen, und im Zusammenarbeiten mit einer stofflich gebundeneren Kunst entdeckt vielleicht gerade ein durch die Zeitströmungen vielfach aus seiner Bahn gelenktes Talent seine durch die Möglichkeiten der freien Malerei einigermaßen auf Abwege geführte Begabung.

II.

Die Ereignisse, welche den Gegenstand der sieben Neapeler Teppiche bilden, gehören dem Jahrzehnte dauernden Kampf um den Besitz Italiens an, der die ganze erste Hälfte des 16. Jahrhunderts erfüllte.[1]) Seit die Franzosen 1494 nach Neapel gezogen waren, um das ehemalige Königreich der Anjous wieder einzunehmen, stritten sich Franzosen, Spanier, Schweizer und Deutsche erbittert um das Land, das als Heimat der höchsten geistigen und materiellen Kultur wieder eine Rolle wie nur einst im klassischen Altertum spielte. Auf die Eroberung und den Verlust Neapels durch die Franzosen 1495 war dann 1499/1500 die Besetzung der Lombardei gefolgt, wo sich die Franzosen bis zur Vertreibung durch die Schweizer im Pavierzug von 1512 behaupteten. Schon in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts hatte dann ein abermaliger Streit um das Reich Neapel eingesetzt, zwischen dem französischen König Ludwig XII. und Ferdinand von Spanien, der nach langen Kämpfen 1504 mit der Angliederung des Landes an Aragon endigte. Der Krieg der Liga von Cambray: Papst Julius' II., Kaiser Maximilians, Ludwigs XII. und Ferdinands von Spanien gegen Venedig schwächte dann auch denjenigen Staat, der sich noch als einziger bis zu einem gewissen Grade erfolgreich dieser Invasion hätte entgegenstellen können, und der Zeitpunkt schien nicht mehr fern, an dem das an geistigen und materiellen Hilfsmitteln überreiche Land sich so gut wie wehrlos der Fremdherrschaft ausgeliefert sah. Da versöhnte sich Papst Julius, der bisher fast am meisten zu diesem Eindringen der Barbaren beigetragen hatte, mit Venedig und knüpfte durch Vermittlung des Kardinals Schinner mit den Schweizern an, die sich nach einigem Zögern denn auch fast ganz im Sinne der Kurie verwenden ließen: die Abhängigkeit von den großen Mächten war inzwischen eben auch für den von Julius II. wiederhergestellten Kirchenstaat eine schwere Verlegenheit geworden, und wohl mochte der Papst sich fragen, ob er nicht trotz der durch die fremden Fürsten erlangten Vorteile die eigene Selbst-

[1]) Für das Folgende s. etwa die allerdings vielfach unexakte Darstellung Henry Lemonniers in Bd. V der Hist. de France von E. Lavisse — nicht einmal das Datum der Schlacht von Pavia ist richtig angegeben! Ferner: Fr. v. Bezold, Gesch. d. deutschen Reformation; M. Mignet, Rivalité de François Ier et de Charles-Quint ꝛc.; H. Baumgarten, Geschichte Karls V. Bd. II S. 369 ff. ꝛc. Die Literaturangaben für Pavia im folgenden.

bestimmung gefährdet habe. Auf der Höhe seines Lebens macht er also den Versuch, die Fremden, die er großenteils selber ins Land geführt hatte, mit auswärtigen und eigenen Kräften wieder zu verjagen, und wenn dieser Politik auch ein dauernder Erfolg nicht beschieden gewesen ist, so gibt sie ihrem Träger doch eine Größe, von der sich die genußsüchtige Natur seines Nachfolgers Leo X. nicht zu ihren Gunsten abhebt, so unberechtigt es auch von einem umfassenderen geschichtlichen Gesichtspunkt aus ist, den Papst als den Befreier Italiens zu feiern: seine unvergleichlichen und dauernden Verdienste liegen ausschließlich auf dem Gebiete des Geistigen.

Die Schweizer hatten bereits 1510 und 1511, im Zusammenhang der päpstlichen Politik, zwei ergebnislose Züge nach der Lombardei unternommen; doch gelang es ihnen erst im Frühjahr 1512, die Franzosen wieder aus Italien hinauszudrängen, und die Einsetzung des Maximilian Sforza zum Herzog von Mailand begründete dann im Dezember des Jahres ein schweizerisches Vasallenfürstentum, über dessen Lebensfähigkeit man sich allerdings keinen großen Illusionen hingeben durfte. Doch war Ludwig XII. nicht imstande, seine Herrschaft wieder aufzurichten; denn das Heer, das er im Mai 1513 nach Oberitalien schickte, wurde am 6. Juni bei Novara entscheidend geschlagen, und ein schweizerischer Einbruch nach Burgund, im Herbst des Jahres, versetzte das auch noch durch England und den Kaiser bedrängte Frankreich in schwere Verlegenheit. Doch eröffnete der Tod Ludwigs XII. und die Thronbesteigung Franz' I. 1515 für die eidgenössische Herrschaft in der Lombardei dann große Gefahren. Der neue König war sich von Anfang an darüber klar, daß er gegen die in Aussicht stehende Verbindung von Habsburg-Spanien sich nur behaupten könne, wenn es ihm gelinge, in Italien Fuß zu fassen, und so war denn die erste Unternehmung seiner Regierung ein großartiger Versuch, die angesehenste Militärmacht seiner Zeit aus ihrem kaum erlangten und verteidigten Besitz wieder hinauszuwerfen. Der Sieg von Marignano machte ihn dann in der Tat zum Herrn der Lombardei, während Spanien sich in Neapel behauptete; doch war der endgültige Kampf durch dieses Ausscheiden einer Zwischenmacht, deren staatliche und organisatorische Mängel schon an und für sich eine dauernde Großmachtstellung nicht erlaubt hätten, nur verschoben: der Konflikt zwischen Habsburg und Frankreich, der einst mit dem Fall Karls des Kühnen begonnen hatte, war seit der Thronbesteigung Karls V. bei seiner entscheidenden Phase angelangt, und bis zum 18. Jahrhundert sollten die 1477 zum erstenmal aufgetauchten Gegensätze sich nie mehr dauernd beruhigen.

Denn inzwischen hatte sich die lang befürchtete Kombination vollzogen, die schon seit den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts in Aussicht gestanden

hatte: der Erzherzog Karl, der seit 1506 Herr der Niederlande, Kastiliens und der amerikanischen Kolonien, dann 1516 derjenige Aragons, Neapels und Siziliens geworden war, erbte beim Tod seines Großvaters Maximilian 1519 auch noch die österreichischen Lande. Dazu ging er in dem langwierigen Kampf um die Kaiserkrone gegen seinen Nebenbuhler Franz I. trotz der Gegenbemühungen Papst Leos X. ebenfalls als Sieger hervor, und sein Bruder, der spätere Ferdinand I., vermählte sich mit der Tochter des Königs von Böhmen und Ungarn, während seine Schwester, die schon genannte Maria, dessen Sohn und Erben heiratete: die wichtigsten Teile des mittleren und südlichen Europa, mit Ausnahme Frankreichs und Englands, waren also zu einem umfassenden Machtsystem zusammengeschlossen, dem der Kaisertitel noch universalere Ansprüche ermöglichte. Wenn der französische König sich also in dieser Umklammerung behaupten wollte, blieb ihm nur übrig, sich mit der religiösen und fürstlichen Opposition in Deutschland zu verbünden und Karl V. möglichst viele Gegner zu erwecken: daher seine Anknüpfungen mit den Türken, die dem Schutzherrn des Katholizismus und Ungarns schon an und für sich feindlich gegenüberstanden; daher aber auch der Kampf um Italien, auf dessen Boden das national geeinigte Frankreich sein Recht auf staatliches und kulturelles Sonderdasein verteidigte. Wenn das von Karl V. erstrebte Universalreich scheiterte und die von ihm beherrschten Länder nach seiner Abdankung wieder auseinandergingen, so ist dieses für die Zukunft ganz Europas entscheidende Ergebnis wenigstens teilweise Franz' I. Verdienst, und darüber soll man auch mannigfache persönliche Leichtfertigkeiten und Fehler vergeben.

Der Kampf begann fast schon mit der Thronbesteigung Karls V: nachdem dieser im Juni 1519 trotz heftiger Opposition Franz' I. zum Kaiser gewählt worden war und einige vergebliche Versuche unternommen hatte, einen friedlichen Ausgleich zustande zu bringen, setzten im März 1521 die Feindseligkeiten ein, um bis 1526 so gut wie nicht mehr abzubrechen. 1527—29 folgt dann der zweite Krieg, dessen Höhepunkt der «Sacco di Roma» bildet, 1536—38 der dritte, wieder um das Herzogtum Mailand, 1542—44 ein vierter, ohne daß es jedoch dem französischen König gelungen wäre, die heißbegehrte Lombardei zu gewinnen. Der Gegensatz pflanzt sich dann auch auf Franz' I. Sohn Heinrich II. fort; doch nötigten die mit 1562 ausbrechenden Hugenottenkriege seine Nachfolger schließlich zum Verzicht auf derartige Ansprüche, und erst die Politik Heinrichs IV. und Richelieus brachte dann den traditionellen Gegensatz zum Hause Habsburg wieder zur Geltung, der erst mit dem Aufkommen der preußischen Zwischenmacht nach und nach erlischt: bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts bildet er

also gewissermaßen das feste Gerüst, um das sich fast alle übrigen europäischen Konflikte gliedern.

Der Krieg von 1521—26, der von seiten Karls mit der Erneuerung der kaiserlichen Lehensansprüche auf die Lombardei, von Franz I. mit einem Angriff auf das spanische Navarra eingeleitet wurde, brachte den Franzosen freilich von Anfang an schwere Rückschläge. Der Ueberfall auf Navarra wurde vereitelt, und nach vergeblichen Friedenskonferenzen zu Calais und unglücklichen Kämpfen an der niederländisch-französischen Grenze brach Franz' I. Herrschaft in der Lombardei ohne weiteres zusammen: der Angriff des kaiserlichen Feldherrn Pescara, mit Unterstützung Leos X. und dessen Schweizern, sowie der Widerwille der städtischen Bevölkerungen gegen das harte französische Regiment nötigten den königlichen Statthalter Lautrec zur Flucht, und kaiserliche Landsknechte geleiteten nun den jüngeren Sohn Lodovico Moros, Francesco, den Bruder jenes 1515 vertriebenen Maximilian, als kaiserlichen Lehensträger in sein Erbe. Und wenn auch der Bundesgenosse des Kaisers, Leo X., unmittelbar darauf starb und sein Nachfolger Hadrian VI. sich von aller politischen Parteinahme fernhielt, so besiegte doch das von Frundsberg und Pescara, sowie dem päpstlich-kaiserlichen Feldherrn Prospero Colonna befehligte Heer die Schweizer Lautrecs am 27. April 1522 bei Bicocca. Die Franzosen mußten aus Italien weichen, und die Einnahme Genuas, sowie die Kriegserklärung Englands besiegelten das Uebergewicht Karls V., dem durch den Abfall des mächtigsten französischen Lehensträgers, des Connétable von Bourbon, und den Anschluß Venedigs noch weitere Bundesgenossen zufielen. Doch gelang es einem königlichen Heere 1523 wieder in Italien zu erscheinen, ohne jedoch Mailand zurückzuerobern, und seit dem März 1524 gingen die Kaiserlichen unter Colonna, nach dessen Tod unter Karl von Lannoy, wieder zum Angriff über, so daß die Franzosen, ohne Munition und Lebensmittel, sich im April über die Berge zurückziehen mußten.[1]) Der Angriff Bourbons auf Südfrankreich selber freilich scheiterte, da die Bevölkerung sich in opferwilligem Patriotismus zu ihrem König stellte: wohl öffneten die im Juli 1524 von etwa 25,000 Mann angegriffenen Städte der Provence den Kaiserlichen größtenteils ihre Tore; allein das tapfer verteidigte Marseille, unter Renzo da Ceri, leistete entschlossenen Widerstand, und als ein französisches Heer unter Franz I. von Lyon her gegen Süden rückte und die Soldaten Bourbons und Pescaras trotz geöffneter Bresche den Sturm auf die Mauern versagten, ward die Belagerung Ende September abgebrochen und der Rückzug nach Italien

[1]) Ueber die Teilnahme der Schweizer an diesen Kämpfen s. vor allem die ausführliche Erzählung Val. Anshelms (Berner Chronik V S. 65 ff.).

angetreten: trotzdem man nicht verfolgt wurde, ging die Artillerie dabei größtenteils verloren, und das französische Heer, das Miene gemacht hatte, den Kaiserlichen selbst den Rückzug abzuschneiden, überschritt in den selben Tagen die Alpen, um das Herzogtum Mailand zurückzuerobern. In der Tat setzten die beiden Armeen nicht bloß am gleichen Tag über den Tessin, sondern Franz stieß, ohne Widerstand zu finden, ohne weiteres bis zur Hauptstadt vor, aus der Bourbon, Pescara und Lannoy eben noch entkamen.[1]) Nur die Zitadelle vermochte sich zu behaupten, so daß La Tremoille mit der Belagerung beauftragt wurde. Das Hauptheer, unter dem König selber, wandte sich inzwischen vor Pavia, das als strategischer Punkt in der Nähe des Zusammenflusses von Po und Tessin von den Kaiserlichen ebenfalls gehalten wurde, während sie die übrige Armee hinter die Adda zurückführten, um Verstärkungen zu erwarten. Zugleich war das Heergerät und der Rest der Geschütze hinter die Mauern von Pavia in Sicherheit gebracht, so daß also die Einnahme oder Behauptung des Platzes das weitere Schicksal des Herzogtums zunächst entschied. Kommandant war der Spanier Antonio de Leyva; unter ihm kommandierten die Obersten Graf Eitel Fritz von Zollern und Graf Lodron, sowie Caspar Frundsberg, der Sohn des berühmten Landsknechtführers. Etwa 200 schwere Reiter, 200 spanische Leichtberittene, 400 Mann spanischer Infanterie und 5000 deutsche Landsknechte ermöglichten einen Widerstand, von dem das Schicksal des Feldzugs abhangen mußte. Wenn die Kaiserlichen schon auf die erste Kunde der Belagerung Pavias glaubten, den schließlichen Sieg davonzutragen und Franz I. in ihre Hand zu bekommen, so setzte diese Zuversicht das unbedingte Ausharren der Besatzung voraus, im weiteren freilich auch das Heranziehen von Hilfsvölkern, die namentlich Bourbon aus Deutschland betreiben sollte. An seine Stelle trat im Kommando vorläufig der Vizekönig von Neapel, Lannoy; in Wahrheit führte jedoch Pescara den Oberbefehl, und die geschickte Leitung des Ganzen muß in erster Linie ihm zugeschrieben werden: unter allen Generälen des Kaisers ist er fraglos der bedeutendste.[2])

[1]) Anshelm (S. 72) meint, der König hätte in diesem Augenblick bei energischer Verfolgung den ganzen Krieg beendigen können.

[2]) Die Literatur über den Feldzug und die Schlacht von Pavia verzeichnet bei Reinh. Thom, Die Schlacht bei Pavia (Berlin 1907). Von den älteren Darstellungen kommen außer Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation IV. Buch, 1. Kap., nur diejenigen von Max Jähns im „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens" (Leipzig 1880) S. 1091 ff. und Kd. Häbler in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" Bd. 25 (Göttingen 1885) S. 511 ff. in Betracht. Die Arbeit Thoms ist eine der Delbrückschen Dissertationen, die neben der Untersuchung Häblers das Verdienst besitzt, die Darstellung auf die originalen und zeitgenössischen Quellen zu basieren, im Gegensatz zu Jähns, der abgeleitete und ursprüngliche Berichte ziemlich kritiklos nebeneinander verwendet; aber man

Die alte Hauptstadt der Langobarden, vor deren Mauern sich bis zu einem gewissen Grade das Geschick Italiens entscheiden sollte, liegt an einem sanften Hügelabhang am linken Ufer des Tessin, der jedoch durch seinen Nebenarm, den Gravellone, im Süden eine kleine Insel bildet, mit der Vorstadt St. Antonio. Die Stadt selber war stark befestigt mit Mauern und Gräben und einer großen Anzahl Türme zur Ueberhöhung und Seitenverteidigung. An der Nordostfront tritt noch heute das alte Viscontikastell mit seinen vier Ecktürmen hervor und deckte zugleich das Tor, das in den angrenzenden Tiergarten führte.[1]) Dieser umfaßte das ganze Gebiet nördlich der Stadt, im Anschluß an die ehemalige Residenz des Fürsten.[2]) Mit wellenförmiger Oberfläche und weiten Grasflächen zeigte er eine zum Teil stark gelichtete Bewaldung. Namentlich der Mittelpunkt, vor dem Jagdschlößchen Mirabello, scheint bloß mit einzelnen Baumgruppen bewachsen gewesen zu sein, und auch in den übrigen Teilen fanden sich wohl mehr kleinere Hölzchen als zusammenhängender Forst. Das Ganze war von einer

---

kann ihr, wie den meisten Dissertationen dieser Schule, den Tadel nicht ersparen, daß sie sich so gut wie gar nicht darum bemühte, neue Quellen aufzufinden, ja nicht einmal die bereits gedruckten vollständig zu benutzen. So ist ihr die gleichzeitige Aufzeichnung, die Aug. Bernoulli aus einer in Augsburg befindlichen Basler Hs. im Anzeiger für schweizer. Geschichte Bd. VI S. 343 ff. (1892) publizierte, entgangen. Ebenso fehlt die wenige Jahre später verfaßte Erzählung der Berner Chronik Val Anshelms Band V S. 122 ff. (Bern 1896), die zahlreiche originale Züge enthält, trotzdem Anshelm auch den uns erhaltenen Bericht Gg. Frundsbergs benützte. Dazu käme dann die ebenfalls auf Frundsberg beruhende Schilderung Jos. Keßlers in der Sabbata (St. Gallen 1902) S. 200 ff., sowie die allerdings noch ungedruckte Schilderung in der 1534 verfaßten Reformationschronik des Joh. Stumpf (Ms. A 2 S. 277 ff. der Zürcher Stadtbibliothek), deren Ausgabe in den „Quellen zur schweizer. Reform.-Geschichte" bevorsteht. Die Basler Chroniken I S. 47/48 bringen nur kurze Notizen. Schließlich darf auch dem Bericht der zwar erst ca. 1570 abschließend redigierten Reformationsgeschichte von Hch. Bullinger, die indes auf weit älteren Materialsammlungen beruht, noch ein gewisser Wert zugeschrieben werden (Bd. I S. 208 ff, Frauenfeld 1838). In der Hauptsache hat aber Thom trotz dieser Lücken wohl richtig gesehen. Dagegen ist ihm in seiner quellenkritischen Uebersicht ein seltsamer Irrtum passiert: S. 5, S. 9, S. 54 Anm. 2c. zitiert er nämlich beständig den „Bericht eines gewissen August Huber, der durch einen «fürstlich durchlaucht valkmaister, der auch bei slaht geweſt» unterrichtet ist (Basler Zeitschrift für Gesch. und Altertums unde III)"; der Verfasser verdanke seine Information einem Mitkämpfer 2c. Wir können ihm über den „gewissen August Huber" genaue Auskünfte liefern: er ist nämlich kein Zeitgenosse der Schlacht von Pavia, sondern erst 1868 geboren und gegenwärtig Adjunkt am Staatsarchiv Basel; er hat den betreffenden Bericht eben nicht verfaßt, sondern bloß herausgegeben.

[1]) S. das Bild der Stadt auf dem im nächsten Neujahrsblatt zu reproduzierenden fünften Teppich.

[2]) S. den vorn mit Erlaubnis des Verlegers U. Hoepli reproduzierten Plan aus dem Werk von c. Magenta, I Visconti e gli Sforza nel castello di Pavia, Mailand 1883 (Bd. I vor S. 121). Magenta schildert Bd. I S. 644 ff. auch die Belagerung von 1524/5 eingehend, versagt indes bei der Darstellung der Schlacht großenteils.

Mauer aus Backsteinen umschlossen, und mitten hindurch floß ein schmaler, etwas eingeschnittener Bach, die Vernacula oder Vernavola, die den Park in zwei Hälften teilte und dessen östliche Mauer schließlich zwischen dem Schloß und einem kleineren Jagdhaus, der „Casa di levrieri" (Haus der Windhunde), durchbrach, um vor dem Einfluß in den Tessin diesem parallel noch einmal abzubiegen und sich erst etwas östlich der Stadt mit ihm zu vereinigen. Dieses weite, heutzutage aus Bewässerungsgründen geebnete und völlig umgestaltete Gebiet sollte den wichtigsten Teil der Schlacht in sich aufnehmen, und die Teppiche van Orleys geben uns ein im ganzen sicher zutreffendes Bild seines damaligen Aussehens.

Die Franzosen, die mehr als 30,000 Mann[1]) zählten und über eine starke Artillerie verfügten, nahmen die Belagerung des Platzes, der ihnen den größten Teil der Lombardei gesichert hätte, um den 27. Oktober 1524 auf und versuchten durch heftige, vielfach wiederholte Stürme die Mauern zu gewinnen. Allein, obschon eine Bresche geschossen war, mißlang dieses Vorhaben vollständig. Die Bürgerschaft unterstützte die Besatzung in der Vervollständigung der Festungswerke und unterzog sich den größten Entbehrungen, und die Verteidiger richteten hinter der Bresche neue Verschanzungen auf und empfingen die Anstürmenden mit solchem Feuer, daß sie selbst den Gegenstoß wagen konnten und der König sich zur eigentlichen Belagerung entschließen mußte. Schanzen und Laufgräben sollten nun den Zusammenhang der Stadt mit der Außenwelt verunmöglichen, und Franz' I. Ingenieure versuchten selbst den Tessin in das Bett des Gravellone abzuleiten, um die Stadt so von der schwächsten Seite, vom Süden her, anzugreifen. Doch mißlang auch dies vollständig, und man mußte sich auf die bloße Aushungerung zurückziehen. Während jedoch die politische Lage durch die Friedensschlüsse Genuas, des Papstes und der Venezianer, sowie einiger italienischer Kleinfürsten und Städte sich für Frankreich immer günstiger gestaltete, schwächte der König seine militärischen Aussichten dadurch, daß er eine beträchtliche Truppenzahl: 550 Lanzen, 400 leichte Reiter und 6200 Mann zu Fuß mit 12 Kanonen, unter dem Herzog von Albany, zur Eroberung des Königreichs Neapel aussandte und den Markgrafen von Saluzzo gleichzeitig für einen Handstreich auf Genua bestimmte. Während er so seine Ueberzahl verminderte, reichten die abgesandten Truppen doch für die in Aussicht genommenen Ziele nicht aus, und indes die Belagerung über dem harten Widerstand der deutschen Landsknechte stockte, sammelte sich unweit

[1]) Ein auf amtliche Quellen zurückgehendes genaues Verzeichnis vom 2. Oktober 1524 in der im Anzeiger für schweizer Geschichte VI S. 344/5, publizierten Aufzeichnung Ueber die Werbungen bei den Eidgenossen s. besonders Anshelm V S. 70 ff.

davon ein größeres kaiserliches Heer, um die Stadt zu entsetzen. Franz aber verbrachte den Dezember und Januar 1524/25 in nahezu völliger Untätigkeit, die sich nur aus der völligen Ueberzeugung des Sieges erklärt, größtenteils mit Spaßmachern und Amusements beschäftigt. Seine Vorhut hatte sich um Mirabello niedergelassen, während das Hauptlager die Ebene südöstlich des Parkes füllte. Ueberhaupt aber umschloß die immer noch etwa 25,000 Mann zählende Armee die ganze Stadt vom Osten bis zum Westen, und auch die Vorstadt St. Antonio war seit Beginn der Belagerung in ihre Hände gefallen. Mit den Marketendern und dem Troß, den Weibern, Händlern und Gefolge zählte sie bis gegen 70,000 Menschen. Um die Verbindung zwischen den einzelnen Heeresteilen herzustellen, hatte man große Breschen in die Tiergartenmauer gebrochen, und der König selber schlug seinen Hof in einer der großen Abteien vor der Stadt auf: in zwei großen Fortifikationslinien lagen sich so Franzosen und Kaiserliche über zwei Monate fast untätig gegenüber.

Während man nun in Italien noch immer allgemein auf einen Sieg des Königs rechnete und mit diesem Frieden schloß, hatte Bourbon, der ursprünglich vor allem einen Angriff Heinrichs VIII. von England herbeizuführen suchte, für Verstärkungen gesorgt. Zahlreiche deutsche Truppen unter den Obersten Graf Niclas van Salm und Marx Sittich von Ems erschienen im Lauf des Januar 1525 südlich der Alpen. Vor allem aber erklärte sich der Vater der Landsknechte, Georg von Frundsberg, bereit, die Oberstenstelle über das gesamte deutsche Fußvolk anzunehmen,[1]) und der Zauber seines Namens bewirkte in der Tat, daß ihm schon im Dezember 1524 elf Fähnlein

[1]) Seine u. a. auch von Val. Anshelm benützte Darstellung der Schlacht, die schon in zeitgenössischen Drucken umlief, ist mit Recht von Thom als Quelle ersten Rangs eingeschätzt worden. Sie ist u. a. abgedruckt im „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, gegr. u. hg. von Jos. Frhrn. v. Hormayr", fortgef. von Gg. Tho. Rudhart (München) 1850/51 S. 248 ff., sowie in abweichender Fassung in Mones Anzeiger 1837. Dazu kommt die ähnliche, vielleicht von dem Landsknechteführer Kasp. Winzerer stammende, im Hormayrschen Taschenbuch 1850/51 S. 258 ff., die, wie es scheint, ebenfalls Anshelm vorlag. Pescaras Bericht an Karl V. u. a. auch bei Sanuto Bd. 38 c. 20 ff. und in der Coleccion de documentos inéditos para la historia de España 38 S. 408 ff. Ich verdanke eine Uebersetzung Herrn Dr. Jud. Von den italienischen ist der wertvollste bei Sanuto Bd. 38 c. 39 ff.; der des Jacomo da Nocera c. 12 ff. ist in einzelnen Punkten irrig und verworren, kann jedoch bei sorgfältiger Interpretation immerhin benutzt werden, ebenso derjenige Capino de Capo's bei Magenta II c. 547 ff. Derjenige Luzaschos (San. c. 52 ff.) enthält interessante Einzelheiten aus dem Mund Franz' I. Der von Aug. Huber in der Basler Zeitschrift III S. 74—76 veröffentlichte Brief ist in vielen Punkten ungenau und enthält, wie übrigens auch einzelne der vorigen, bloß Nachrichten aus zweiter Hand. Ueber die übrigen Berichte s. Thom S. 4 ff. Es bleibt bei den vielen Widersprüchen, welche die einzelnen Quellen aufweisen, für die Rekonstruktion der Schlacht natürlich vielfach bei einer Wahrscheinlichkeitsrechnung.

schwäbischer Knechte zuliefen, die in Meran gemustert wurden, darunter zahlreiche junge Adelige, die gegen Doppelsold nun im Fußvolk dienten. Ueber Trient und Rovereto zog er in der ersten Hälfte des Januar nach Lodi, wo sich das Entsatzheer vereinigte, zu dem noch weitere österreichische Truppen, burgundische Reiter und Landsknechte stießen. Doch machte die Geldverlegenheit die Lage nach wie vor schwierig, trotzdem auch Franz' I. Heer unter Soldmangel und Kälte beträchtlich litt; denn wenn Frundsberg und Bourbon ihren eigenen Besitz und Lannoy die Einkünfte des Königreichs Neapel verpfändetet hatten, so reichte das doch bei weitem nicht aus, und auch der Kaiser selber war finanziell völlig erschöpft. So blieb nur übrig, die Knechte zu bewegen, zunächst einen Monat ohne Sold zu dienen, und die Siegesgewißheit und Kampfbegier, die im ganzen Heere herrschte, trotzdem man nur über gänzlich ungenügende Artillerie verfügte, vermochten in der Tat dieses Wunder. In jedem Fall besaßen aber die Kaiserlichen das größte Interesse an einer Schlacht, und auch Franz war der Belagerung herzlich müde, so daß er selbst den Marchese von Pescara unter dem Angebot von 20,000 Scudi geradezu aufforderte, binnen acht Tagen einen Kampf unter gleichen Kräften anzunehmen, was dieser auch zusagte. Indes kam das sonderbare Duell, das die Franzosen ihrer Uebermacht, der vortrefflichen Stellungen und der günstigen politischen Lage ohne weiteres beraubt hätte, nicht zustande, wenn der König sich auch nicht entschloß, dem Rat des neuen Papstes Clemens VII. folgend, auf die Belagerung und Schlacht ganz zu verzichten und die kaiserliche Armee einfach ihrer Geldnot und der daraus unvermeidlich folgenden Auflösung zu überlassen. Auch beim Feind waren übrigens ähnliche Einflüsse tätig: ein päpstlicher Legat soll Lannoy zugeredet haben, sich nach dem durch d'Albany bedrohten Neapel zurückzuziehen, und schließlich durch Georg von Frundsberg aus dem Lager getrieben worden sein. Jedenfalls aber ließ man sich auf alle derartigen Ansinnen nicht ein und brach am 24. Januar 1525 vom Sammlungsort Lodi gegen Marignano auf, um scheinbar zunächst Mailand zu bedrohen; doch gelang es nicht, Franz I. aus seinen Stellungen zu locken, und so wandte man sich denn südlich gegen das etwa 20 Kilometer östlich von Pavia gelegene Kastell St. Angelo (am Lambro), das am 29. Januar im Sturm genommen wurde, mit zahlreichen französischen Edelleuten und Soldaten, die der König als Besatzung dorthin gelegt hatte. Unter kleineren Gefechten rückte man dann westwärts, während von dritter Seite immer noch Friedensvermittlungen unternommen wurden, und am 2. Februar stand man bereits 7 Kilometer östlich von Pavia und konnte dessen Besatzung durch Kanonenschüsse von der Annäherung Kunde geben. Für Franz I. war die Lage nun eigentlich gefährlich. Mit einem durch Geldmangel, Krank-

heiten, Detachemente und Gefechtsverluste geschwächten Heer sollte er sich zwischen einer durch 5000 Kerntruppen verteidigten Festung und einer Entsatzarmee verteidigen, die an Stärke der seinigen annähernd gleichkam, aber noch nicht wie diese durch erfolglose Operationen reduziert war: begreiflich genug, wenn ihm seine alten Feldherrn, La Palice, La Tremoille u. a. rieten, die Belagerung aufzuheben und den Krieg von Befestigungsstellungen aus in die Länge zu ziehen, bis die mittellose kaiserliche Armee auseinanderlaufe. Franz I. bestand aber nach wie vor auf einer Schlacht, und die starken Verschanzungslinien, die er östlich von Pavia sowohl gegen die Stadt als die Vernavola hatte anlegen lassen, um die Ausfälle der Belagerten zu hindern und deren Verbindung mit der Entsatzarmee zu verunmöglichen, gaben ihm bis zu einem gewissen Grade recht, wenn auch die stets heftiger werdenden Ueberfälle der Besatzung und die Plänkeleien der Anrückenden zeigten, daß man es mit einem gefährlichen Gegner zu tun hatte: am 6. Februar erbeuteten die Landsknechte und Spanier des Grafen Lodron z. B. einige Kanonen und töteten über 500 Schweizer und Italiener, während das Heer Lannoys und Pescaras über Lardirago und St. Alessio bereits in nächste Nähe der Franzosen rückte. Diese, statt, wie die Eidgenossen wünschten, dem Feinde auf offenem Felde entgegenzuziehen,[1]) hielten sich vielmehr innerhalb ihres Lagers zurück, das einen offenen Angriff unmöglich erscheinen ließ; denn zu der starken Artillerie, der die Kaiserlichen nichts ähnliches gegenüberzusetzen hatten, waren noch die Befestigungen, Schanzen, Wälle und Gräben hinzugekommen, die in den letzten Wochen angelegt worden waren, so daß man sich dahinter für ziemlich sicher halten konnte. Ueberdies waren sowohl über den Tessin, wie den Gravellone Brücken geschlagen worden und das ganze Heer, mit Ausnahme der nach Mirabello gelegten Truppen, östlich von Pavia zusammengezogen, um dem feindlichen Anmarsch zu begegnen. Man befand sich also in einer nach allen Seiten geschützten Befestigung, in die auch der Tiergarten einbezogen wurde, und die Schwierigkeit für die Kaiserlichen war um so größer, als sie möglichst rasch zu einer Schlacht zu gelangen suchen mußten und vor Kampfbegierde brannten. Zwar hatten die Truppen inzwischen etwas Sold erhalten und sich durch die Aussicht auf Beute wieder für 12 Tage verpflichten lassen;

[1]) Anshelm V S. 124/25: „so hatend im sine trüwen Eidgnossen ouch nit übel geraten, er sölte d'vend underwegen angrifen und sich nit lassen binden und vor belägren. So sagtend im die Grawpünter, er sölte schlahen und nit also zwischen den listigen vienden unsicher ligen, so wöltids redlich mit im dran gon. Antwort den Eidgnossen: si hätid ein guten dienst und keinen mangel; si söltid sich nit lon verdrießen; der krieg wäre sin; er wurde tun, was im gefiele. Sagt den Püntern: vörchtid si sich, so möchtids wol heim gon".

auch gelang es den Kaiserlichen, sich mit den Belagerten zu verständigen und sie mit Geld und Pulver zu versehen,[1]) so daß von jetzt ab die Artillerie von Pavia dem französischen Heer einen Schaden zufügen konnte, zu dem diejenige Lannoys und Pescaras sehr wenig imstande war. Allein die Vereinigung der beiden kaiserlichen Heere schien nach wie vor unmöglich, und es blieb der Entsatzarmee nichts übrig, als sich jenseits der Vernavola, an die Mauer des Tiergartens gelehnt, ebenfalls zu verschanzen und den Feind durch größere oder kleinere Scharmützel zu beunruhigen. Bei einem Ausfall der Belagerten wurde der Anführer der französischen leichten Reiterei, Giovanni Medici, schwer verwundet. Allein die Lage der Kaiserlichen blieb doch trotz aller Erfolge schwierig: fast drei Wochen lag man dem Feind nun in der Hauptsache untätig gegenüber, und das schlechte, kalte Wetter machte den Aufenthalt in der kahlen, ausgeraubten Landschaft doppelt schwierig, ohne daß es jedoch gelungen wäre, die Franzosen aus ihren Befestigungen herauszulocken. Ebensowenig vermochte man auf dem rechten Ufer der Vernavola Fuß zu fassen und konnte nicht daran denken, einen ernstlichen Frontangriff zu wagen da schon die Bodenbeschaffenheit, der Einschnitt des Vernavolabettes, den Gegner begünstigte. Der Versuch, den Sturm zu unternehmen, scheiterte am 18. Februar. Dazu blieben die gehofften finanziellen Zuschübe fortwährend aus, und die Not in Pavia stieg immer höher, so daß dessen Verteidiger, Antonio di Leyva, einen Boten zu den Feldherren schickte, um den Angriff zu beschleunigen. In der Tat wurde nun mit jenem die Verabredung getroffen, daß man von der Stadt und aus dem Heer gleichzeitig über den Feind herfallen sollte; zwei Schüsse „mit großen Stücken" seien das Zeichen, daß die Kaiserlichen „auf seien", und Leyva möge dann mit einem Feuersignal antworten, daß die Belagerten „ir Sach auch in Ordnung haben".[2]) Stadt und Schloß sollten von kleineren Detachementen besetzt bleiben. Der Angriff selber ward auf den 24. Februar festgesetzt; denn niemand konnte sich länger verhehlen, daß er den einzigen Ausweg aus

---

[1]) Anshelm V S. 123/24 erzählt eine merkwürdige Geschichte, wie der Vizekönig noch von Lodi aus den Belagerten das zur Bezahlung ihrer Knechte nötige Geld in die Hände zu spielen verstanden habe: „verordnet zwen winfuerer mit win ins küngs läger nächst zur stat tor ze fueren, tät ein klein väßle mit gold in ein großes", das dann von den Belagerten bei einem Ausfall erbeutet worden sein soll. Damit hätte man sie zum Ausharren bewogen, so daß sie das Heranrücken der Kaiserlichen erwarteten. Die Episode wird von Magenta I S. 660 Anm. 3 in etwas abweichender Form erzählt.

[2]) Frundsbergs Bericht beweist unwidersprechlich, daß Mirabello der Vereinigungspunkt sein sollte. Häblers Annahme, man habe dieses als Stützpunkt besetzen, dann aber an diesem links vorbei zum Tessinübergang marschieren, sich dort mit Leyva vereinigen und dann erst den Angriff beginnen wollen, ist unmöglich.

einer unhaltbar gewordenen Lage darstellte und man alles bisher Erreichte aufs Spiel setzte, wenn man aus irgend einem Grunde noch länger wartete.

Die beiden Heere, die nun den Kampf um die Lombardei ausfechten sollten, mochten sich rein numerisch etwa gleichen. Die Kaiserlichen hatten am 19. Januar ca. 13,000 Landsknechte, 6000 Spanier, 3000 Italiener, 1500 leichte Reiter und 800 Lanzen gezählt; doch waren seither durch mangelhafte Verpflegung, Krankheit, Scharmützel und Desertionen beträchtliche Abgänge eingetreten, so daß man mit etwa 18—20,000 Mann rechnen muß. Die Franzosen zählten um denselben Zeitpunkt 24—26,000 Mann Infanterie, 1200 Hommes d'armes und zahlreiche leichte Reiter, also mehr als die Kaiserlichen. Franz selber gab nach der Schlacht dem Vizekönig an, er habe 8000 Schweizer, 5000 Deutsche, 7000 französische Infanteristen und 6000 Italiener bei sich gehabt. Indes wurde diese Ueberlegenheit durch die selben Ursachen, welche schon die Armee Pescaras reduzierten, nach und nach vermindert: wenige Tage vor der Schlacht wurden z. B. mehrere Tausend Graubündner wieder heimberufen;[1]) auch scheiterten die Versuche, Ersatz zu erlangen, und desertierten zahlreiche Schweizer, so daß man das französische Heer nur unbedeutend stärker als das kaiserliche annehmen darf, in erster Linie an Reiterei. Unzweifelhaft überlegen war es diesem jedoch an Geschützen: den 53 Stücken schwerer Artillerie hatten die Feinde nur 16, wie es scheint, recht minderwertige gegenüberzusetzen, und ein Frontalangriff ließ sich so, wie der vergebliche Sturm am 18. Februar gezeigt hatte, überhaupt nicht wagen. Deshalb beschloß Pescara, den Gegner in der Flanke zu fassen und zwischen der Stadt und seinen eigenen Wällen in die Enge zu treiben, eventuell ihm den Rückzug über die Tessinbrücke abzuschneiden, was um so aussichtsreicher erschien, da man ja einen gleichzeitigen Vorstoß der Besatzung von Pavia in Rechnung setzen konnte und am 20. Februar ohnedies einen glücklichen Ueberfall über die Parkmauer unternommen hatte, dessen Ausnützung nur die schwachen damals zur Verfügung stehenden Kräfte hinderten. Jedenfalls bot die Umgehung die einzige Möglichkeit, Pavia nahe zu kommen, und beraubte den König zugleich seiner starken Front; denn wenn er auch, um dem Angriff zuvorzukommen, in den Tiergarten rückte, so bot das durchschnittene Terrain doch seiner überlegenen Reiterei kein günstiges Operationsfeld, und vor allem war die Befestigung und die starke Artillerie, sofern die geplante nächtliche Ueberraschung glückte, bis zu einem gewissen Grade mattgesetzt. Die Franzosen,

[1]) Sanuto Bd. 37 c. 623 nennt 2000, Anshelm V S. 126: 4000, wegen der Wegnahme Chiavennas durch den sogen. Kastellan von Musso. Bullinger I S. 257 behauptet überdies, es hätten zahlreiche Soldbetrügereien stattgefunden, so daß der tatsächliche Stand dem nominellen nicht entsprach.

die schon an und für sich nur teilweise über wirklich zuverlässige Truppen verfügten, waren zugleich durch die beständigen Alarmierungen, die doch nie zu einer Schlacht geführt hatten, nach der Berechnung der Kaiserlichen, sehr sorglos geworden, während jene, unter ausgezeichneten Führern wie Pescara und Frundsberg, vom besten Geist erfüllt waren und auf die Gelegenheit, Sieg und Beute zu erringen, förmlich brannten: kein Wunder, wenn man sich des Erfolges von Anfang an so gut wie sicher fühlte und der Vizekönig von Neapel schon am 21. Februar dem kaiserlichen Gesandten in Rom schrieb, man werde binnen wenigen Tagen mit der Besatzung von Pavia vereinigt oder vernichtet sein; doch hoffe man den Sieg davonzutragen — während ein anderer Korrespondent, der Abt von Najera, an Karl V. meldete, die Stimmung sei so gut, als ob jeder einzelne gewiß wäre, den König zu verwunden oder gefangen zu nehmen.

Wenn es also Pescaras erste Aufgabe sein mußte, in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar möglichst unauffällig den Tiergarten zu besetzen, so kamen dieser für alles folgende entscheidenden Unternehmung allerlei Umstände zugut: die Franzosen waren durch die täglichen Scharmützel und Ueberfälle, wie bereits bemerkt, ermüdet, und hatten in der anfänglichen Bewachung der Parkmauer allmählich nachgelassen. Dazu bot die Beaufsichtigung der mächtig ausgedehnten Linien, zusammen mit der Abwehr von Entsatztruppen und Belagerten, schon an und für sich nicht geringe Schwierigkeiten, da Ritter, Landsknechte und Schweizer zu derartig langweiligen Diensten wohl nur ausnahmsweise herangezogen werden konnten und man überhaupt mancher Kontingente nicht mehr recht Herr war. Wie es scheint, spielte sich dann das bunte Treiben des Trosses, der Markt mit seinen Krämern, Marketendern und Diplomaten, vor allem im Tiergarten ab, was ebenfalls die Ueberwachung stark erschwerte. Pescara, der durch die Scharmützel inzwischen über die Stellungen des Feindes genaue Kunde erhalten hatte, gab also in der stürmischen, mondlosen Nacht auf den 24. Februar Befehl, in aller Stille aufzubrechen und das Gepäck gegen Lodi zu instradieren, während der Feind zugleich durch den Lärm zurückgelassener Truppen getäuscht wurde und wohl annahm, die Kaiserlichen zögen in der Tat ab oder bereiteten einen Angriff von Osten vor. Inzwischen aber arbeiteten die spanischen Schanzengräber, die Guastadoren, mit ihren Sturmbalken und Widdern, um, wohl an der Nord- oder Nordostseite der Tiergartenmauer,[1]) mehrere Lücken zu brechen und dem Heer, das in zwei

[1]) Aus militärischen Gründen erscheint die Annahme eines Durchbrechens der Nordmauer, wie Thom S. 36 ausführt, am einleuchtendsten. Doch ergeben sich dabei nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten. Der Bericht Capinos (Magenta II S 549) scheint, im Gegensatz zu Thoms Interpretation, eher für eine Durchbrechung an der Ostfront zu

Haufen zu Pferd und vier zu Fuß geteilt worden war[1]), einen ungehemmten Durchmarsch zu ermöglichen. Damit der Feind nicht aufmerksam werde, vermied man jede Beschießung; doch dauerte die Arbeit bis gegen Morgen, so daß der Einbruch erst vor Tagesbeginn, am 24. Februar, dem Geburtstag des Kaisers, erfolgen konnte. Die Franzosen, die wohl erfahren hatten, daß das kaiserliche Lager in Bewegung geraten war, und an den geflissentlich vorher verkündeten Abzug glaubten, überdies wohl auch an der Front beschäftigt wurden, rührten sich vorderhand nicht, und so gelang es der Vorhut, zirka 3000 Deutschen, Spaniern, und wie es scheint auch Italienern[2]), die als Erkennungszeichen ihre Hemden über die Kleider gezogen und so weit sie keine solchen besaßen durch Papier ersetzt hatten, in den Garten zu gelangen und daß Schloß Mirabello zu besetzen. Unter Pescaras Neffen Alfonso d'Avalos, Marchese del Vasto, schwärmten sie, gefolgt von der leichten Reiterei, mit ihren Handbüchsen dem übrigen Heere voraus, ohne daß die ausgestellten französischen Feldwachen ein Warnungssignal gaben; doch vermochten sich die bei Mirabello lagernden Hommes d'armes, die bei der Morgendämmerung der Sache gewahr worden waren, auf ihren Haufen zurückzuziehen, so daß der Ueberfall nur teilweise glückte. Indes meinten die Franzosen zuerst, es sei

---

sprechen, wie Häbler S. 518 annahm. Die Stelle lautet: «Non venia de diritto [sc lo exercito imperiale] al Castello [di Pavia], ma lassò quelli e li francesi a man sinistra andando verso Mirabello; e per la notte che mille incomodi occoreno, e per il far le spianate di passo in passo l'artelaria tanto tardò che gionto a la muragia erano da 11 hore. Haveono molti travelli ferati, con quali potando più fanti per cadauno fecero tri gran busi, dui a lo incontro de Mirabello, uno presso l'altro; il terzo forsi meggio miglio lontano da quelli verso Milano» . . . Doch wäre ein solches Manöver in der Tat höchst gewagt und vieles beim Hergang der Schlacht kaum verständlich. Die Schwierigkeit würde sich am ehesten lösen, wenn man die Breschen in der Nordostecke sucht: nur müßte man dann, wie übrigens auch bei Thoms Hypothese, annehmen, die Verbindungsmauer zwischen Parco Nuovo und Parco vecchio habe, sofern sie überhaupt noch stand, nach der Durchbrechung der Außenmauer kein ernsthaftes Hindernis mehr gebildet. Da der Park auch nach der Erweiterung durch Giovanni Galeazzo noch mehrfach geplündert und zerstört wurde (s. Magenta I S. 117 ff., 123 ff., 234 ff., 340 ff., 466 ff.), so ist eine solche Hypothese vielleicht erlaubt. In jedem Fall wäre eine Durchbrechung der Ostmauer mit den Berichten über den sonstigen Hergang der Schlacht nur schwer zu vereinigen, und auch die Kooperation mit der Besatzung von Pavia kommt nur bei der Annahme eines Stoßes von Norden oder Nordosten her voll zur Geltung.

[1]) Anshelm V S. 127: der erste zu Fuß aus Deutschen, Spaniern und Italienern gemischt, die im folgenden genannte Vorhut; der zweite „uß itel Spaniern und die zwen letsten uß itel Tütschen, uf den ersten [der beiden deutschen Haufen] das gschüz". . . Die Kavallerie teilte sich in die „liechten pferd" und die Gendarmerie. Die Angaben scheinen auf Wintzerer zu beruhen.

[2]) Frundsberg, Wintzerer und Pescara kennen nur Spanier und Deutsche. Die abweichende Angabe bei Anshelm V S. 127; für ihre Richtigkeit scheint auch Jacomo da Nocera zu sprechen (San. 38 c. 12). S. auch Häbler S. 519.

nur eines der gewöhnlichen Scharmützel, wie sie des Nachts häufig vorkamen, und vermieden zunächst den allgemeinen Alarm. Inzwischen aber rückte die Hauptmacht der Kaiserlichen, Reiterei, Landsknechte und Spanier, durch die drei geschlagenen Breschen, um alsbald Stellung zu nehmen, wohl in südwestlicher Richtung gegen die Ebene zwischen der Porta Pescarina[1]) und Mirabello: die Spanier im Zentrum, die Landsknechte, die am längsten zurückgeblieben waren, am linken Flügel, zu äußerst Frundsberg, dem Zentrum näher Marx Sittich. Die Franzosen, die sich nun nicht mehr verhehlen konnten, daß es Ernst gälte, hatten inzwischen ebenfalls ihre Leute alarmiert und waren, soweit sie nicht ohnedies in der Nähe Mirabellos lagerten, in den Tiergarten vorgestoßen: die Italiener sollten einen Ausfall der Belagerten zurückhalten und die französische Infanterie, Gascogner und Bretonen, das Lager sichern[2]); alle Uebrigen, unter der persönlichen Führung des Königs, brachen gegen den Feind auf, der eben im Begriffe stand, seine wenigen Geschütze, deren Transport, wie es scheint, durch einen Irrtum verzögert worden war, über die Gräben an der Bresche zu bringen. Die vorauseilende französische leichte Reiterei griff die damit beschäftigten Landsknechte an, erstach die transportierenden Ochsen und Pferde und zwang die Mannschaft, die Kanonen im Stich zu lassen, so daß der sie befehligende Frundsberg sich wieder zu seiner Schlachtordnung wenden mußte. Inzwischen war aber auch ein Teil der französischen Artillerie aufgefahren[3]) und eröffnete mit großer Schnelligkeit das Feuer, besonders auf den linken Flügel des kaiserlichen Heeres, die Nachhut, so daß Pescara, der als Kommandant der spanischen und deutschen Infanterie mitgezogen war, seine Leute sich niederwerfen und in den Geländefalten bergen hieß, um größeren Schaden zu vermeiden. Nur drei der kaiserlichen Kanonen konnten überhaupt verwendet werden; doch richtete auch das französische Geschütz trotz seiner Ueberlegenheit nur geringe Verheerungen an[4]), und es ist unberechtigt, der Artillerie in der Schlacht von Pavia überhaupt größere Bedeutung zuzuteilen. Inzwischen aber rückte die französische schwere Kavallerie, unter der persönlichen Führung des Königs, gegen die feindliche:[5]) trotz des im Vorjahr

[1]) Thom bringt ihren Namen irrtümlich mit Pescara in Verbindung; sie heißt vielmehr so von einer in der Nähe befindlichen peschiera, s. Magenta I S. 120. Doch ist seine Annahme einer südwestlichen Schlachtfront trotzdem wahrscheinlicher als die Häblers, die Breschen hätten sich in der Ostfront befunden.

[2]) Anshelm V S. 127, berichtet freilich: „Und wie nun der lerman gählingen ins küngs läger kam, wuscht er uf mit sinem züg den vienden entgegen, so gäch, daß das läger unbewart bleib und die keiserischen vor und hinden zur schlacht ofnen platz gewunnen."

[3]) Franz I nannte nach der Schlacht dem ihn besuchenden Luzascho 14 Stücke (Sanuto Bd. 38 c 52).

[4]) Auch von Anshelm V S. 128 und Bullinger I S. 258 bestätigt.

[5]) Franz behauptete nachher gegenüber Luzascho, es seien nur 200 gentilhomeni gewesen.

erlittenen Verlusts von Bayard und andern noch immer die Blüte des Rittertums, die eigentlich nationale Waffe der Franzosen, neben der das fremde und eigene Fußvolk nur eine bescheidene Rolle spielte — dazu wie bei Marignano unter dem unmittelbaren Antrieb Franz' I. und unter erlesenen Führern wie La Palice, La Tremoille, Genouillac u. a. Und in der Tat schien sich die alte Tüchtigkeit auch diesmal zu bewähren: die kaiserliche Vorhut, welche Mirabello besetzt hatte, der „laufende Haufen", zog sich vor ihrem Ansturm zurück, und die an Zahl und Qualität stark unterlegene feindliche Reiterei unter Lannoy vermochte sich auf die Dauer ebenfalls nicht zu behaupten. Der König selber schlug den Castriotto Ferrante, Marchese von Civita Sant' Angelo, nieder — es ist die Episode, die sich auf der rechten Seite des ersten Teppichs findet —, und bereits wichen die kaiserlichen Reiter gegen ein nördlich von Mirabello gelegenes Wäldchen zurück, so daß Franz, der die Pferde etwas halten und verschnaufen ließ, sich zu dem neben ihm reitenden Herrn von Lescun wandte und fröhlich sagte: «Monsignor, adesso mi voglio chiamar signor de Milano!» Allein bei diesem Angriff und der Verfolgung war die französische Kavallerie von ihrer Hauptmacht, der schweizerischen und deutschen Infanterie, die zum Teil 4—5 Kilometer weit ebenfalls durch Breschen in den Park gegen Mirabello marschieren mußte, recht weit abgekommen, und Pescara benutzte rasch diesen Fehler. Eine Niederlage seiner Reiter und das Herankommen der feindlichen Fußtruppen hätte die Aussichten sehr verschlimmert, und so gab er denn, obschon die Besatzung von Pavia noch nicht, wie verabredet, auch ihrerseits gegen Mirabello vorgestoßen war, den spanischen Arkebusieren, ca. 1500 Mann, Befehl, der notleidenden Kavallerie zu Hilfe zu eilen. Diese griffen aus dem Wäldchen nördlich von Mirabello, das ihnen zusammen mit der Vernavola einige Deckung gewährte, die feindliche Reiterei in der Flanke an und fügten ihr alsbald unendlichen Schaden zu; denn die schwerfälligen, vollgepanzerten Ritter, die in erster Linie an den mittelalterlichen Einzelkampf gewöhnt waren, wußten sich gegen die Fernwaffe der spanischen Scharfschützen so gut wie nicht zu wehren, und dazu erschien noch das Korps des Herzogs von Bourbon. Zugleich hatte sich die Schlacht so vor die französische Artillerie hingezogen, daß diese wohl schon durch die Rücksicht auf die eigenen Reiter an kräftiger Wirksamkeit verhindert wurde. So änderten sich die Aussichten des Kampfes binnen kurzem nun vollständig. Schuß traf auf Schuß, und Roß und Reiter stürzten, während die gewandten, im Einzelgefecht erfahrenen Schützen sich zum Teil selber in die zerstreuten Reitermassen vorwagten und der Kern hinter Gebüschen und Bäumen so gut wie unerreichbar blieb. Die französische Gendarmerie, die bisher in eifrigem

Masstab c. 1:62500

Polygraphisches Institut A.-G., Zürich

PAVIA

Aus: C. Magenta, I Visconti e gli Sforza nel Castello di Pavia
(mit Bewilligung des Verlegers Ulr. Hoepli)

Nachdrängen begriffen war und auch die Vorhut des Fußvolks bereits in die Flucht gejagt hatte, kam dadurch zum Stehen, und die kaiserliche Reiterei gewann wieder festen Halt und konnte selbst angriffsweise vorgehen, „und hat im sin Ordnung zertrennt und mit sampt den angelofnen Hufen so handtlich drin geschlagen und geschossen, daß des Küngs reisiger Züg und der stäten Huf von Eidgnossen, dem Küng zuteilt, zertrennt, gejagt und erlegt ist worden, also daß, welche im ersten Angriff nit sind entrunnen oder umkommen, sich all gfangen hond geben".[1]) Wie es scheint, riß schon damals, beim ersten Angriff, der die Nachhut der Reisigen befehligende Herzog von Alençon, des Königs Schwager, mit seinem Geschwader aus und brachte besonders die anrückenden Schweizer in große Unordnung.[2]) Inzwischen hatten sich aber auch die kaiserlichen Landsknechte geordnet und begannen, hinter der französischen Kavallerie hindurch, gegen die sie beschießende Artillerie vorzurücken. Es nützte nichts, daß die in Franz' I. Diensten stehenden 5000 Landsknechte, der schwarze Haufen — wegen ihrer schwarzen Harnische und Fahnen so genannt —, sich vor die Geschütze stellten und deren Verteidigung versuchten. Obschon sich ihnen auch Schweizer angeschlossen hatten und beide Teile mannhaft kämpften, konnten sie den an Zahl weit überlegenen Kaiserlichen — gegen 12,000 Mann —, denen sich auch der Marchese del Vasto mit den Spaniern angeschlossen hatte, nicht standhalten. Die Hauptmacht des französischen Fußvolkes, die 8000 Schweizer, waren größtenteils noch zurück, da sich ihre Quartiere in dem entferntesten Abschnitt des Lagers, zwischen Tessin und Vernavola, befanden, so daß sie einen Weg von gegen 4 Kilometern zurückzulegen hatten.[3]) So blieb der schwarzen Bande denn nach hartem Ringen nichts übrig, als zu sterben oder zu weichen. Von Frundsberg und Marx Sittich auf beiden Seiten gepackt und bis aufs vierte Glied niedergestochen, an einzelnen Stellen bis in die Mitte hinein angegriffen und auseinandergerissen, gingen sie großenteils zugrunde. Mit ihrer Vernichtung fiel auch das französische Geschütz, so weit es überhaupt hatte auffahren können,[4]) in die Hände der Kaiserlichen, und die Schlacht begann sich bereits entschieden zugunsten Pescaras zu neigen (zweiter Teppich): „so ward des Küngs Fusvolk, Gaschguner, Italianer und ein Huf Eidgnossen,

[1]) Anshelm V S. 128.

[2]) Ansh. V S. 127/28 und die Aufzeichnung im Anzeiger für Schweizer Gesch. VI S. 346. Damit stimmt auch die Notiz bei Lemonnier V 2 S. 36[2].

[3]) Magenta I S. 651 nennt als ihre Quartiere die Klöster S. Giacomo und S. Spirito; die Graubündner scheinen in der Nähe der Tiergartenmauer gelagert zu haben.

[4]) Siehe oben. Es ist also unrichtig, wenn Anshelm bereits in diesem Augenblick fast die ganze Artillerie, 32 Stück, in die Gewalt des Feindes fallen läßt (S. 128). Die Angabe ist aus einer mißverstandenen Stelle des Frundsbergschen Berichts entstanden.

ungewert geschlagen, zerströwt und gefangen".[1]) Die Frage war bloß, ob die wankenden Teile des Heeres an den erst herankommenden noch einen Halt finden würden, und ob es gelang, die Schlacht durch das verspätete Eingreifen der Schweizer wieder herzustellen. Diese rückten denn auch, von der weichenden französischen Gendarmerie und den ihnen nachrückenden Kaiserlichen bereits in arge Verwirrung gebracht,[2]) heran, und die beiden Haufen, die 12,000 Deutschen und 8000 Schweizer, waren, wie es scheint, eben im Begriff, auf einander loszuschlagen, als plötzlich die Besatzung von Pavia, die unterdessen von der sich entspinnenden Schlacht durch ein im Tiergarten angezündetes großes Feuer Kunde erhalten hatte, einen Ausfall machte und im Rücken der Kämpfenden erschien. Sie war zunächst gegen das königliche Quartier gestürmt, stieß dort auf die zur Bedeckung zurückgelassenen Italiener, mit denen sie etwa 20 Minuten scharmützelte, und wandte sich dann gegen die im Tiergarten stehenden Schweizer. Diese, von beiden Seiten angegriffen und auch numerisch weit unterlegen, überdies von der siegreichen deutschen Kavallerie bedroht und gedrückt durch die Niederlage der schwarzen Bande, ließen es, wie man annehmen muß, auf einen ernsthaften Kampf überhaupt nicht mehr ankommen und verweigerten das weitere Vorrücken[3]) (dritter Teppich). Wie es scheint, wurden sie dabei ebenfalls von den Spaniern beschossen. Es nützte nichts, daß der König mit seinen Hommes d'armes zu ihnen sprengte, um der Auflösung Einhalt zu tun. Er hatte diese bei einer plötzlichen Wendung bemerkt und ausgerufen: «Oimè, che cosa è questa?» Jetzt suchte er ihnen begreiflich zu machen, daß die Kaiserlichen schon ihre Artillerie verloren hätten: «Su avanti, che li cesarei hanno perduta già l'artellaria!»[4]) Allein sie weigerten sich und zogen sich nur um so rascher zurück. Vielleicht gelangten sie aber überhaupt nicht mehr dazu, regelrecht Stellung zu nehmen. Die Niederlagen von Bicocca und Marignano hatten ohnedies ihre frühere siegesgewisse Haltung erschüttert, und wenn sie einst als die gefürchtetste Infanterie Europas das Unwahrscheinliche möglich gemacht hatten, so waren sie jetzt in der Panik des Augenblicks zu derartigen Kraftleistungen nicht mehr imstande. Franz I. hat sich nachher über ihre Feigheit bitter beklagt, und die gehaßten und vielverspotteten Landsknechte, die unter den besten Führern über ihre ehemaligen Lehrmeister und Konkurrenten nun Herr wurden, schmähten die Ueberwundenen später, sie hätten ihren Soldherrn um Geld verraten. Allein

[1]) Ib.

[2]) Besonders von Stumpf (Ms. A 2 S. 277) und Bullinger I S. 258 hervorgehoben.

[3]) Stumpf (Ms. A 2 S. 278).

[4]) Luzascho bei Sanuto Bd. 38 c. 52.

wenn diese Anschuldigung auch unrichtig bleibt und die verfehlte Anlage der Schlacht, die beim Erscheinen der Schweizer in der Hauptsache schon als verloren gelten konnte, das Ausreißen bis zu einem gewissen Grade erklärt, so versteht sich doch von selber, daß es in der Geschichte eidgenössischen Söldnertums einen bösen Fleck bedeutet und man wahrlich keinen Anlaß besitzt, das an und für sich ja nicht unbegreifliche Versagen in falsch verstandenem Patriotismus nachträglich zu verklären.[1])

Die Flucht der Schweizer, die überhaupt gar nicht mehr ernstlich zur Gegenwehr zu gelangen vermochten, wenn sie sich nicht wie die schwarze Bande der fast sicheren Vernichtung aussetzen wollten, entschied selbstverständlich das Ergebnis des Tages. Die ganze Schlacht war durch den Flankenmarsch Pescaras und die Unvorsichtigkeit der Franzosen auf eine Basis gerückt, in der diese ihre anfängliche Ueberlegenheit nicht mehr geltend machen konnten. Um so sonderbarer, wenn Franz I. nach seiner Gefangennahme erklärte, er hätte sich kein schöneres Schlachtfeld wünschen können und sei bei dessen Betreten von höchster Freude erfüllt gewesen über die sich bietenden Vorteile, da er überdies allein im Besitz von Artillerie gewesen sei.[2]) Dadurch, daß der König vielmehr die ersten Warnungszeichen versäumte und seine Streitmacht erst entwickelte, als er nicht mehr alle Truppen rechtzeitig zum Eingreifen zu bringen vermochte,[3]) hatte er sich die Wahrscheinlichkeit des Sieges bereits verscherzt, und es ist ein Irrtum, wenn er nachträglich behauptete, sein Heer sei vollkommen bereit gewesen, und nur die Feigheit der Schweizer habe den Umschwung herbeigeführt. Während des ganzen Kampfes benahm er sich lediglich als Ritter, mit großer persönlicher Tapferkeit; aber er besaß von Anfang an nicht den nötigen Ueberblick und versäumte den Rückzug zu einem Zeitpunkt, da große Teile des Heeres vielleicht noch zu retten gewesen wären. So verwandelte sich nun die unvermeidliche

[1]) De Vallière, „Treue und Ehre, Geschichte der Schweizer in fremden Diensten" (Neuenburg) S. 22: „Als Franz I. in der Schlacht von Pavia den Spaniern sein Schwert übergeben mußte, soll er, auf die mit den Leichen der Schweizer besäte Walstatt weisend, ausgerufen haben: «Hätten alle meine Soldaten ihre Pflicht getan wie diese Fremden, so wäret ihr jetzt meine Gefangenen!». Aehnlich die Schlachtbeschreibung S. 162—164. S. dagegen das Urteil Stumpfs (S. 278): „Gott hat inen uff dißmal das herz gar genommen. Die fenrich buttend ire fendli von inen, ettlich ihre seckel, ettlich ire gwer und begertent der gfangenschaft uff gnad. Es bekantend ouch hernach die frommen und redlichsten Eidgnossen selbs, das sy von gott gestraft und inen das herz benommen were, dan diewyl ein Eidgnoschafft gestanden, ist nie forchtsamer von inen gehandlet". Ebenso das Urteil Bullinger I S. 258.

[2]) An Luzascho (San. Bd. 38 c. 52).

[3]) S. auch Stumpf S. 277: „da zogend die keyßerischen kriegslüt gegen des künigs heer, die sich vil zu spat zu gegenwere gerüst hattend . . . "

Niederlage in eine Katastrophe: die französische Infanterie, von vorn und hinten gepackt, durch Fußvolk, Kavallerie und Flintenschüsse bedrängt, ergoß sich trotz aller Versuche, wieder zum Stehen zu gelangen, in widerstandslose Flucht, um so mehr, da der feste Zusammenhang dem unter ungünstigen Bedingungen überraschten Heere von Anfang an gefehlt hatte und die Zahl der Feinde noch fortwährend wuchs. Die Schweizer wie die übrigen rannten unter beständiger Verfolgung gegen den Tessin, indes die Spanier, die, wie es scheint, von Pescara Befehl erhalten hatten, jeglichen Pardon zu versagen, ein furchtbares Blutbad unter ihnen anrichteten.[1]) Die Kaiserlichen drangen vielfach bereits in das zwischen Tessin und Vernavola befindliche feste Lager, schrien „Victoria, Victoria!" und begannen zu plündern (vierter Teppich). Der König, der die Flüchtenden nicht aufzuhalten vermochte, wandte sich mit einer noch kämpfenden Schar seiner Gendarmen gegen die kaiserlichen Reisigen, die dichtgedrängt, Vorhut und Bataille, eine Zeitlang mit ihnen fochten. Gleichzeitig erhielten sie die Unterstützung der spanischen Flintenschützen, und beide zusammen brachten die Schwadronen Franz' I. bald in arge Unordnung. Von 300 Edelleuten fanden sich in seiner Umgebung schließlich nicht mehr als 50, so daß der König sich in die Nähe von Mirabello zurückziehen mußte. Unterdessen vollendete sich die Auflösung seines Heeres. Die Franzosen machten überhaupt nicht mehr den Versuch, das wohl von Anfang an nicht genügend geschützte Lager zu halten, und die ganze Masse der geschlagenen Truppen wälzte sich, heftig verfolgt, zu der Tessinbrücke, indes die Stadtbesatzung, unter Antonio de Leyva, sich zum Teil ebenfalls gegen sie wandte und die Flüchtenden so weit als möglich in den Strom jagte (fünfter Teppich). Die Nachhut, unter dem Herzog von Alençon, hatte überhaupt nicht ernstlich versucht, in den Kampf einzugreifen; als sie sah, daß die Dinge nicht mehr zu wenden waren, zog sie sich über die mit Hilfe von aneinandergebundenen Schiffen hergestellte hölzerne Brücke über den Tessin zurück und brach diese hinter sich ab (sechster Teppich). Damit rettete sie zwar sich, 400 Hommes d'armes, 2500 Franzosen und zirka 2000 Italiener, zu denen noch die in Mailand stehenden 300 Lanzen und 5000 Franzosen, sowie die übrigen Besatzungen und die Kontingente des Herzogs von Albany und des Marchese von Saluzzo hinzukamen. Aber fast der ganze in der Schlacht kämpfende Großteil des Heeres, mit Einschluß der Flüchtenden, war doch durch diese Unmöglichkeit des Rückzugs in die Gewalt des Feindes gebracht,

[1]) Stumpf S. 278 berichtet immerhin, die Landsknechte und Spanier hätten manche wieder aus dem Wasser gezogen: „Die Eidgnossen fluchend zum theyl dem wasßer zu, darin sich selbs vil ertrankten, one not, dan die landsknecht und Spanier sy gefangen namend und irer vil selber usß dem wasßer zugend".

und wenn die Landsknechte wenigstens, wie es scheint, die überwundenen Gegner einigermaßen schonten, so wüteten die Spanier um so schlimmer. Zahllose, die dem Eisen oder Blei entgangen waren, wurden in den Fluß gesprengt, und gerade die Teppiche van Orleys schildern ausführlich die Schrecken dieser Vernichtung (vierter bis sechster).

Der König, der durch sein unkluges Verhalten mehr als irgend ein anderer zu der Niederlage beigetragen hatte, suchte inzwischen durch ritterliche Tapferkeit die Fehler des Feldherrn einigermaßen vergessen zu machen. Seine Begleiter waren freilich durch die spanischen Schützen und kaiserlichen Reisigen bereits größtenteils verwundet; aber nichtsdestoweniger setzte er den Widerstand erbittert fort, trotzdem auch in seiner Umgebung haufenweis Leute fielen. Da wurde sein Pferd, das schon vorher, während des Kampfs zwischen Landsknechten und Schweizern, angeschossen worden war, ohne es jedoch zu lähmen, unter ihm erstochen: der Graf Niklaus von Salm, einer der Führer des kaiserlichen Heeres, hatte ihm mit vier Begleitern, ohne ihn zu kennen, so heftig zugesetzt, daß Roß und Reiter stürzten und Franz sich zur Rettung seines Lebens gefangen geben mußte. Der Bericht, daß er den Widerstand auch noch zu Fuß fortgesetzt habe und in Gefahr geraten sei, erschossen zu werden,[1]) scheint keinen Glauben zu verdienen, da es dem schwer gepanzerten König, der überdies ein paar leichte Wunden erhalten hatte, ohne Hilfe wohl kaum mehr möglich gewesen wäre, sich wieder zu erheben (siebenter Teppich). So gab er sich dem herbeieilenden Vizekönig, wie schon vorher den neben Salm ihn bedrängenden Grafen de la Mote und Saint-Martin zu erkennen, die ihn vor weiteren Verletzungen sicherten. Es erhob sich nun aufs neue das Geschrei: „Victoria, Victoria!“ Man durchschnitt dem gestürzten Pferd die Gurten und half dem eingeklemmten Fürsten wieder auf die Füße, wobei die Anwesenden übrigens nicht vergaßen, sich allerlei Andenken zu sichern, und den Gefangenen in aller Ehrfurcht plünderten: der eine erbeutete die goldenen Sporen, der andere einen der weiß brokatenen ausgezackten Aermel, der dritte den Degen, ein vierter den juwelengezierten Brustschmuck im Wert von 1000 Dukaten. Die spanischen Kapitäne eilten ebenfalls herbei und warfen sich vor ihm nieder, um Hände und Füße zu küssen. Der Connétable von Bourbon hob, als er des Gefangenen ansichtig wurde, sein Schwert in die Luft, zum Zeichen des Sieges, stieg dann vom

[1]) Jacomo da Nocera bei Sanuto Bd. 38 c. 13. Daß ihn der Graf v. Salm gefangen nahm, berichten sowohl Frundsberg, Anshelm, Stumpf und Bullinger, wie die Erzählung im Anzeiger für schweizer. Geschichte VI S. 346. S. ferner den Teppich. Im übrigen fällt als Quelle für die Szene vor allem der Bericht bei Sanuto Bd. 38 c. 40/41 in Betracht.

Pferd und verneigte sich, indem er gleichfalls Hand und Knie seines Lehensherrn küßte, sprach ihm zu und führte ihn dann, zusammen mit dem Vizekönig, ins Schloß von Pavia. Uebrigens tröstete sich Franz, der auch in der Gefangenschaft zunächst mit allen Zeichen seiner königlichen Würde behandelt wurde, überraschend schnell in seinem Unglück: der mantuanische Gesandte, der ihn eine Woche später in der Zitadelle von Pizzighettone besuchte, fand ihn mit seinen Begleitern Montmorency und Chabot, sowie einem Neffen des Vizekönigs, ballspielend („alla balletta con la corda"); er beklagte sich jenem gegenüber in erster Linie über das Versagen der Schweizer und schien von jeder Einsicht in die wahren Ursachen der Katastrophe noch weit entfernt, äußerte sich aber hoffnungsvoll über die Lage seines Reiches und rechnete dem Besucher vor, wie viele seiner Truppen aus der Schlacht entkommen seien oder überhaupt nicht teilgenommen hätten; auch erwartete er ein befriedigendes Abkommen mit Karl V., da er sonst lieber im Gefängnis sterben wolle.[1]) Allein, in Wahrheit war er durch sein bis auf den letzten Augenblick gleich unkluges Verhalten in bedingungslose Abhängigkeit von seinem Feinde gelangt, und nur der Bruch seines Königsworts vermochte ihn dann vor dem im folgenden Jahr zu Madrid ihm aufgezwungenen unwürdigen Vertrag wieder zu retten.

Die nicht einmal anderthalb Stunden dauernde Schlacht, die so das politische Ziel des Feldzuges in geradezu unerhörter Weise erreichte, endigte mit der fast völligen Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte: die deutschen und schweizerischen Quellen der Zeit geben die Höhe der Verluste für die Franzosen meist auf ca. 10,000 an, während italienische Berichte allerdings nur von ca. 3500 während der Schlacht und im Lager Getöteten reden, wozu dann noch ungefähr 1000 auf der Flucht Erschlagene oder in den Tessin Gesprengte hinzukamen.[2]) Außerordentlich hoch war dagegen die Zahl der Gefangenen: allein ca. 2—4000 Schweizer, die nach Pavia abgeführt, „gerantzet und im Abzug jemerlich von den lampartischen Puren usgezogen, beroubt und ettlich erwürget" wurden.[3]) „Es war ein seltsam, ungehört Ding, daß ein semlicher Huf gwapneter Eidgnossen ungewehrt sich lies also fahen, entwehren und wie Schaf intriben. Noch so haben sich die keiserischen Landsknecht und Spanier wol gegen inen gehalten, inen Friden und Lebens-

[1]) Brief des Luzascho bei Sanuto Bd. 38 c. 51/52.

[2]) Ib. c. 41. Da das kaiserliche Heer durch die Schlacht ganz auseinandergerissen worden war und nur teilweise wieder gesammelt werden konnte, folgten den Flüchtenden in erster Linie die leichte Reiterei und einzelne „zügellose Leute" (Bericht Pescaras).

[3]) Stumpf S. 279. San. II c. 41 gibt 2000 gefangene Schweizer an, Anshelm und Stumpf 4000, Frundsberg „vierthalbtausend" (3500), die Aufzeichnung im Anzeiger für schweizerische Geschichte VI S. 346: 2000.

sicherung zugeschruwen, si vom Tesin getriben und druß zogen, da just vil ertrunken wärid, und darnach in der Losung den gmeinen Knechten ire Tegen und Zerpfennig gelassen oder geben und darbi gesagt: «Ir Schweizer, wärid ir uns obgelegen, wie wir üch, so wäre unsers Gebeins nüt darvon kommen; nun haben wir üch gut Kriegsrecht gehalten, das tund uns ouch, wenn ir's Glück gewinnen», ließend's bald ledig. Denen und so entflohen beschach im Heimzug wirs [schlimmer] mit Usziehen, Plündren, Schmähen, Schlahen, ouch Mürden von den Margetzeren und Vigoniern [Mergozzo und Vogogna im Eschental], dan von Fienden, also daß, wo ein Stadt Bern, größerem Schaden vorzesin, nit gewehrt hätte, so hättids ir Oberländer und die Walliser nit ungerochen gelassen." [1]) Allein noch höher als die Zahl der Erschlagenen und Gefangenen war die Qualität des Fischzugs anzuschlagen, der den Kaiserlichen geglückt war: die Blüte des französischen Adels mit dem König an der Spitze war tot oder lebend in ihre Hand geraten, und lange Listen zeigen die Bedeutung des Sieges. Der Bruder des Herzogs von Lothringen, Chaumont d'Amboise, der Herzog von Suffolk, Admiral Bonnivet, La Palice, Bussi d'Amboise, La Tremoille, die alten Helden der italienischen Kriege und Waffengenossen Franz' I. lagen tot auf dem Schlachtfeld, dazu die meisten Hauptleute der Schweizer mit deren oberstem Führer Hans von Diesbach. Ueber hundert große französische Herren mit dem König von Navarra, dem Grandmaitre und seinem Sohn, dem Marschall von Montmorency, Fleuranges, Talmont, dem Grafen von Saint-Paul, dem Markgrafen von Saluzzo, Louis von Nevers und zahllosen anderen waren in die Gewalt des Feindes geraten, und dazu kam die reiche Beute und das Geschütz. Auf kaiserlicher Seite waren dagegen nicht einmal 500 Mann gefallen, und Karl V., wie ihm der Abt von Najera schrieb, imstande, Christen und Türken seinen Willen vorzuschreiben. Wenn er den beispiellosen Sieg auch nur unzulänglich benützte und den nach Spanien überführten König durch unannehmbare Bedingungen zum Vertragsbruch zwang, so tut das der Leistung Pescaras doch keinen Eintrag, und als eines jener seltenen Beispiele von völliger Niederwerfung des Gegners bleibt die Schlacht von Pavia dennoch unvergleichlich.

Zugleich ist sie der letzte große Kampf, in dem die Schweizer in führender Stellung erscheinen. Wenn ihr Versagen auch nur bis zu einem gewissen Grad der eigenen Schuld zugeschrieben werden kann, so ließ sich der Eindruck der neuen Niederlage neben den früheren von Bicocca und Marignano eben doch nicht mehr aus der Welt schaffen. Das Volk, das während 50 Jahren in der Kriegs- und zum Teil in der politischen Geschichte Europas eine

[1]) Anshelm V S. 130/31.

maßgebende Rolle gespielt hatte, war, im Zusammenhang mit den gleichzeitig einsetzenden Glaubenswirren, bis zu einem gewissen Grad an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt, und wenn es auch von den Schlachtfeldern nicht verschwand und sich später, bei Ceresole und in den Hugenottenkriegen, wenigstens annähernd wieder rehabilitierte, so wird sein Anteil doch immer kleiner. Als die eigentlichen Sieger erscheinen neben den Feuerwaffen vor allem die deutschen Landsknechte: sie und die Spanier übernehmen die Stellung, welche die Schweizer bisher in der europäischen Infanterie besessen hatten, und wenn diese auch im französischen Heeresdienst ihre Bedeutung nach wie vor behaupteten, so ist doch der kontinentale Vorrang endgültig dahin, und man muß der Schlacht von Pavia in dieser Hinsicht geradezu entscheidende Wirkung zumessen. Nach anderer Richtung brachte sie freilich eher einen Rückschritt: die französische Artillerie, die bei Marignano so machtvoll mitgesprochen hatte, scheidet für das endgültige Ergebnis so gut wie völlig aus; ja sie kam überhaupt nicht richtig zur Entfaltung. Das Genie des Feldherrn, der über die modernste Waffe seiner Zeit beinahe nicht verfügte, verstand es, die anfängliche Ueberlegenheit des Feindes matt zu setzen, und wenn es für Franz' I. Fehler eine Entschuldigung gibt, so ist es vor allem die Bewunderung vor seinem Gegner: der Sieg muß in erster Linie Pescara zugerechnet werden, und das Unterliegen Franz' I. besitzt seine tiefere Ursache eben in der Unzulänglichkeit jenes Rittergeistes, als dessen glänzendster Vertreter der König erscheint. Insofern eignet der Schlacht von Pavia neben ihrer kriegsgeschichtlichen auch eine gewisse allgemeine geistige Bedeutung. Wenn sich in den politischen und militärischen Kämpfen eines Zeitalters zugleich dessen höchste Seelenkräfte äußern, so macht die entscheidendste Schlacht der Renaissance von dieser Tatsache ebenfalls keine Ausnahme: statt der zusammenhangslosen und unrationellen Verschwendung der Mittel, wie sie Franz als erster Ritter seines Königreichs liebte, finden wir bei seinem Gegner moderne Zweckmäßigkeit, und insofern den vollkommenen Ausdruck einer Epoche, in der Vernunft und sinnvolle Berechnung auf allen Gebieten über unrationelles Herkommen triumphierten.

Die Beschreibung der einzelnen Teppiche mit den Abbildungen der hier noch fehlenden Stücke folgt im Neujahrsblatt 1916.

Zweiter Teppich:

ERSTÜRMUNG DER FRANZÖSISCHEN ARTILLERIE DURCH LANDSKNECHTE UND SPANIER, FORTSETZUNG DES REITERKAMPFES

H. 4,22 m. Br. 8,59 m.

Phot. G. Sommer. Neapel

Polygraphisches Institut A.-G., Zürich

Dritter Teppich:

WEIGERUNG DER SCHWEIZER, WEITER VORZURÜCKEN

H. 4,25 m. Br. 8,69 m.

Phot. G. Sommer, Neapel

Polygraphisches Institut A.-G., Zürich

1896. Die Zürcher Truppen im Sonderbunds-Feldzug 1847. Tagebuch des Artillerie-Oberlieut. Adolf Bürkli (6 Ter-Batterie Nr. 1 Scheller), von Oberst Ulrich Meister (erster Teil).
1897. Die Zürcher Truppen im Sonderbunds-Feldzug 1847. Tagebuch des Artillerie-Oberlieut. Adolf Bürkli (6 Ter-Batterie Nr. 1 Scheller), von Oberst Ulrich Meister (zweiter Teil).
1898. Aus dem Feldzuge in Thessalien 1897. Erinnerungen und Studien eines schweizerischen Offiziers, von Rob. Weber, Oberst im Generalstab.
1899. Der Kanton Zürich im Jahre 1799, von Oberst U. Meister und P. Rütsche.
1900. Hans Rudolf Werdmüller als Venetianischer Generallieutenant der Artillerie in der Levante, 1644—1667, von Hrch. Zeller-Werdmüller nach v. W. hinterlassenen Papieren zusammengestellt.
1901. Der Kriegszug der Berner Zürcher und Graubündner nach dem Veltlin, im August und September 1620, von Dr. Conrad Escher.
1902 Die Entwicklung der schweizerischen Wehrverfassungen mit besonderer Berücksichtigung des eidgenössischen Militärreglementes von 1817, von Oberst U. Meister.
1903. Die Entwicklung der Manöver in unserer schweizerischen Milizarmee, von Ulrich Wille.
1904. Der Kriegszug der Eidgenossen nach Mülhausen im Jahre 1787 (Finningerhandel), von Dr. Conrad Escher.
1905. Das schweizerische Fußvolk im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts, von Hermann Escher (erster Teil).
1906. Das schweizerische Fußvolk im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts, von Hermann Escher (zweiter Teil).
1907. Das schweizerische Fußvolk im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts, von Hermann Escher (Schluß).
1908. Eine schweizerische Garnison zur Beschützung der Neutralität der Reichsstadt Straßburg in den Jahren 1673—1679, von Conrad Escher-Ziegler.
1909. Die schweizerische Feld- und Positionsartillerie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von J. Lichti, Zeughausdirektor.
1910. Die Schweizertruppen in der Schlacht bei Ceresole, von Dr. E. Leupold.
1911. Die militärischen Ereignisse an den Ufern des Vierwaldstättersee in den Monaten Juni und Juli 1799, von Dr. R. Hoppeler.
1912. Der italienisch-türkische Krieg. Von der Kriegserklärung (29. Sept.) bis zum Annexionsdekret (5. Nov. 1911). Von Dr. Robert Hoppeler.
1913. Aus den Balkankriegen, von Plewna bis Tschataldscha, 1877-1912. Von Oberst Julius Meyer.
1914. Adrianopel. Von Oberst Julius Meyer.

Die Neujahrsblätter von 1879, 1881, 1882, 1884, 1887, 1889, 1893 und 1900 enthalten außerdem eine Chronik der schweizerischen Artillerie der Gegenwart von Oberst Hs. Pestalozzi; dasjenige von 1907 eine solche von Oberstlieutenant D. Schindler.

Einzelne Exemplare der aufgeführten Jahrgänge sind, soweit der Vorrat reicht, durch die Buchhandlung Beer & Co. zu beziehen. Die Preise sind folgende: 1806 bis 1883: Fr. 1.80; 1884 bis 1894: Fr. 2.40; 1895 bis 1897: Fr. 3.—; 1898: Fr. 4.80; 1899 bis 1902: Fr. 3.—; 1903: Fr. 2.40; 1904 bis 1909: Fr. 3.—; 1910: Fr. 3.60; 1911: Fr. 3.—; 1912: Fr. 3.60; 1913: Fr. 3.60; 1914: Fr. 3.60.

Die Jahrgänge 1810, 1817, 1856, 1870, 1873, 1877, 1881, 1884, 1887 sind vergriffen.